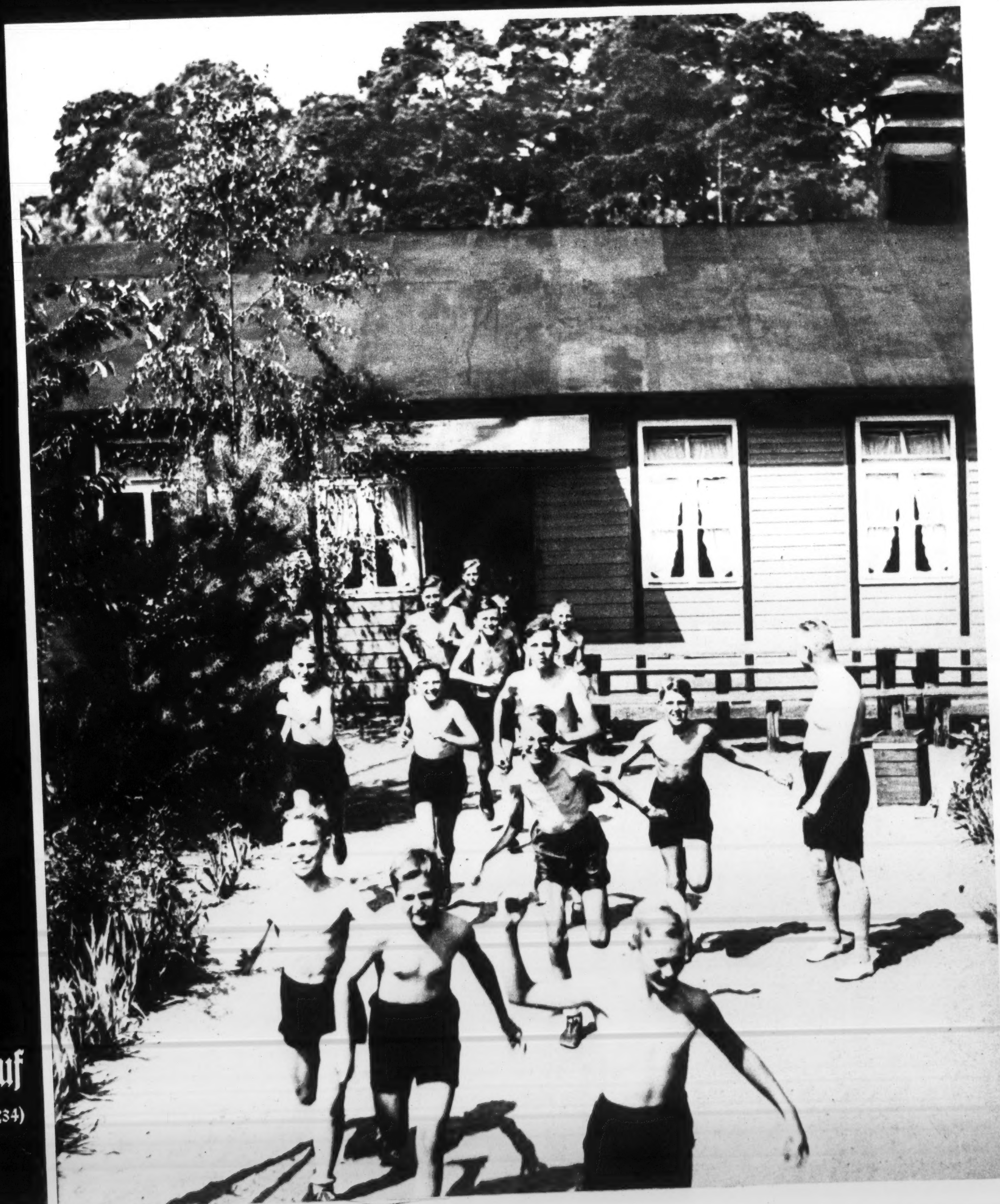
Heft 7 1936
Juli

Reichs-Elternwarte

Das Organ der Schulgemeinden

Erscheint in Berlin
monatlich

Preis
25
Rpfg.
frei Haus



Hinaus
zum Morgenlauf
(um Aufsatz auf Seite 234)
ufnahmen
tlantic-Photo

Inhalts-Übersicht

Bisher erschienene Beiträge zur Frage der Berufswahl:

Amtliches

Funk und Film nicht für ABC-Schützen

In einem Erlaß des Reichserziehungsministers wird festgestellt, daß Kinder der drei ersten Schuljahre grundsätzlich von der Teilnahme an den Rundfunkübertragungen auszunehmen sind. Das gleiche gilt auch für die staatspolitischen Filmveranstaltungen in den Schulen. Gleichzeitig hat der Minister im Benehmen mit der Reichspropagandaleitung der NSDAP angeordnet, daß als staatspolitische Filme in den Schulen nur noch Filme vorgeführt werden dürfen, die zentral genehmigt sind.

Sprachzucht in der Schule

Der Regierungspräsident von Hannover wendet sich in einer Verfügung gegen den Gebrauch entbehrlicher Fremdwörter und weist nachdrücklich auf die Pflege der deutschen Muttersprache in den Schulen hin. Leider, heißt es, werden Reichtum und Reinheit der Sprache noch nicht überall so gepflegt, wie es notwendig ist. Es handelt sich nicht nur um die Vermeidung entbehrlicher Fremdwörter und um ihre sprachliche Richtigkeit, sondern auch um die Sprachzucht. Der Lehrer hat durch sein eigenes Sprechen und durch Vorlesen sprachlich guten Schrifttums vorbildlich zu wirken.

Jedes Kind besucht die Volksschule

Abbau der privaten Vorschulen und Vorschulklassen.

Reichsminister Rust hat durch Erlaß vom 4. April d. J. angeordnet, daß vom Schuljahr 1936 ab Lernanfänger in privaten Vorschulen und Vorschulklassen nicht mehr aufgenommen werden dürfen; in dem Erlaß heißt es, daß von jedem im grundschulpflichtigen Alter stehenden, gesunden deutschen Kinde grundsätzlich der Besuch der öffentlichen Volksschule verlangt werden müsse. Diese sei die für alle Kinder gemeinsame nationalsozialistische Erziehungsstätte während der ersten Schuljahre. Die Beibehaltung privater Vorschulen und Vorschulklassen widerspreche daher den nationalsozialistischen Erziehungsgrundsätzen.

Soweit Schulanfänger bereits bei privaten Vorschulen oder den Vorschulklassen weiterführender Privatschulen angemeldet sind, werden sie daher wieder abzumelden und bei der zuständigen öffentlichen Volksschule anzumelden sein. Nur falls in Ausnahmefällen die Aufnahme in den öffentlichen Volksschulen außergewöhnlichen Schwierigkeiten begegnen sollte (z. B. wegen etwa notwendig werdender Klassentei-

Fortsetzung der amtlichen Mitteilungen auf der dritten Umschlagseite

Reichs-Elternwarte

Heft 7 1936
Juli

Das Organ der Schulgemeinden

Begründet im Auftrage von Hans Schemm †
Herausgegeben durch Regierungsdirektor Heinrich Siekmeier



„Wir wünschen uns Frauen, in deren Leben und in deren Wirken frauliche Art erhalten bleibt – Frauen, die wir zu lieben vermögen!

Nicht jener „Gretchentyp", unter dem man sich im Ausland ein etwas beschränktes, ja ungeistiges Wesen vorstellt, sondern eine Frau, die auch geistig befähigt ist, dem Manne in seinen Interessen, in seinem Lebenskampf verständnisvoll zur Seite zu stehen, die ihm das Leben schöner und inhaltsreicher werden läßt, ist das Frauenideal des deutschen Mannes von heute. Es ist eine Frau, die vor allem auch Mutter zu sein vermag.

Und es gehört wohl zum Größten, was der Nationalsozialismus vollbrachte, daß er es ermöglichte, daß soviel mehr Frauen als ehedem heute in Deutschland Mütter sein können. Sie sind nicht nur Mütter, weil es etwa der Staat will, weil es die Männer wollen, sondern sie sind Mütter, weil sie selbst stolz darauf sind, gesunde Kinder zur Welt zu bringen, sie für die Nation zu erziehen und so bewußt zu wirken für die Erhaltung des Lebens ihres Volkes.

Wir wissen, daß noch immer nicht alle dieses Glücks teilhaftig werden können. Und wir denken nicht daran, diesen nun das Los zu bereiten, das früher in der sogenannten guten alten Zeit ein Mädchen traf, welches ohne Mann blieb und irgendwo ohne Beruf versauern mußte. Sie können selbstverständlich wie bisher allen nur erdenklichen Berufen nachgehen, können zu diesem Zweck eine entsprechende Ausbildung genießen. Sie können auch auf Universitäten gehen und sich dort auf Berufe vorbereiten, die ein wissenschaftliches Studium zur Voraussetzung haben, vor allem für Berufe, die besser durch Frauen als durch Männer ausgeübt werden."

Rudolf Heß.

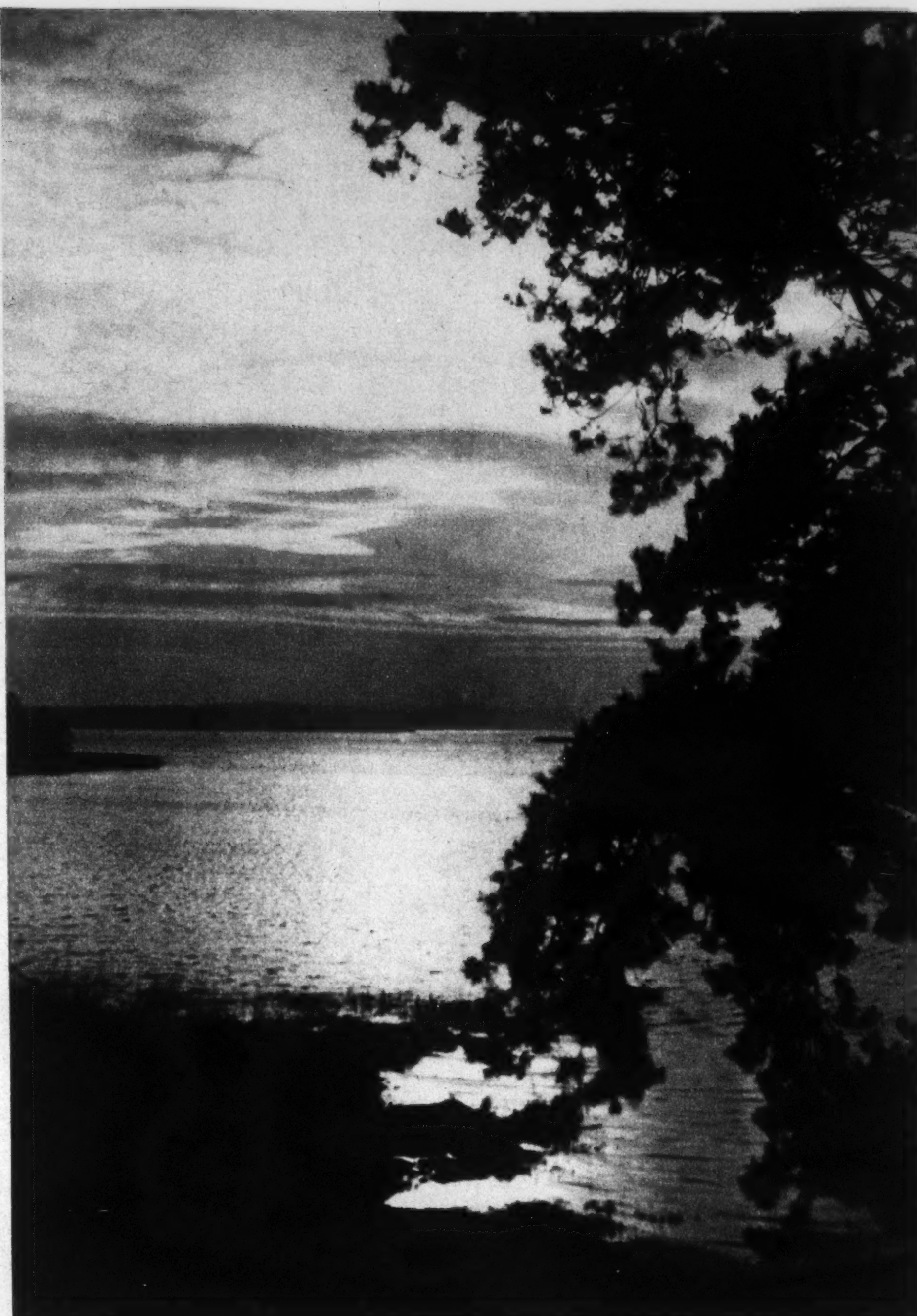
Hausaufgaben und höhere Schule

Von Dr. M. Krüger

Der Aufsatz „Häusliche Schulaufgaben" (Heft 6) von Martin Schumacher ruht auf zwei eng miteinander verbundenen Gedanken: stärker als früher muß sich die Schule auf Erziehung als auf bloße Wissensvermittlung einstellen; daher muß das Schwergewicht der Arbeit der Schule am Kinde in der Schule und in der Unterrichtsstunde selbst liegen. — Jeder echte Erzieher wird diese Sätze freudig bejahen; nur wird es sich immer wieder darum handeln, welche Möglichkeiten der Erziehung der Schule gegeben sind; sie sind ganz anderer Art als die Möglichkeiten des Elternhauses und der Jungvolk- und HJ-Erziehung; sie sind aber auch verschieden je nach Art der Schule. Ich habe in Heft 4 dieser Zeitschrift in dem Aufsatz „An unsere neuen Sextaner und ihre Eltern" zu zeigen versucht, daß sich den Kindern, die in die Sexta einer höheren Lehranstalt eintreten, eine „neue Welt" auftut, und ich habe nach der Darlegung der Aufgaben der Volksschule ausgeführt: Das Charakteristikum der höheren Schule ist die Auslese, die der bekannte „Auslese"-Erlaß des Reichserziehungsministers Ostern v. Js. mit besonderer Schärfe und Klarheit herausgestellt hat. Der Staat braucht eine gewisse Anzahl von Volksgenossen mit großem Wissen und strengster Schulung aller Kräfte des Geistes. Diese Arbeit soll die höhere Schule leisten; sie führt den Knaben und Jüngling in jahrelanger Erziehung mit immer wachsenden Anforderungen zu den „hohen Schulen" Deutschlands und in die Berufe hinein, deren Anforderungen ohne eine solche Schulung der junge Mensch (von Ausnahmen natürlich abgesehen!) nicht genügen kann. Das Wesen der „neuen Welt", in die der kleine Sextaner eintritt, besteht also darin: Das Pensum ist viel größer, und das Tempo ist schärfer. Es herrscht eine andere Atmosphäre und weht eine herbere Luft. — Aus dieser Zielsetzung der höheren Schule ergibt sich ohne weiteres und ohne „lange Beweise", daß die Frage, die hier zur Erörterung steht: „häusliche Aufgaben oder nicht?" energisch zu bejahen ist. Ein paar Beispiele: so selbstverständlich es ist, daß Vokabeln und Satzbau einer Fremdsprache in der Klasse „erarbeitet" und auch „geübt" werden, so

klar ist es, daß sie bei der beschränkten Stundenzahl jedes Faches auch außerhalb der Schule an „aufgegebenen" Proben wiederholt und befestigt werden müssen; sonst ist ein wirkliches Fortschreiten unmöglich, und Lehrer und Schüler quälen sich in höheren Klassen mit schwierigen Aufgaben erfolglos ab. Von einem „lustvollen Arbeiten" kann dann keine Rede sein. Oder: wohl lehnt es schon seit langem die Schule ab, im Erlernen einer Unmenge von Geschichtszahlen ihre Aufgabe zu sehen; aber ohne ein gewisses „Gerippe" geht es nun einmal nicht, und das muß eben gelernt werden; sonst entsteht im Handumdrehen in den jugendlichen Köpfen eine solche Wirrnis, daß sie alles durcheinander werfen, und die Erreichung der hohen Aufgaben, die gerade heute dem Geschichtsunterricht gestellt sind, unmöglich wird. Chaos und Phrase treten dann an die Stelle der Klarheit. — Aber wozu Beispiele häufen in einer Sache, die jedem Einsichtigen, ob Lehrer oder Laie, selbstverständlich sein sollte! Die Problematik der häuslichen Aufgabe liegt vielmehr in ihrer didaktischen und methodischen Behandlung, und es ist der Sinn der folgenden kurzen Betrachtung, zu zeigen, daß nicht bloß die Verantwortung des Lehrers, sondern ebenso die des Elternhauses damit aufgerufen wird.

Das Maß der häuslichen Aufgabe steht zuerst in Frage; das geht natürlich zunächst nur den Lehrer an; aber die Eltern mögen wissen, daß die leider immer wiederkehrende Frage der „Ueberbürdung" von jeher Gegenstand sorgfältigster Beobachtung und Nachprüfung gewesen ist und auch bleiben wird. Unzählige Konferenzen der einzelnen Schulen, der Schulmänner, der Direktoren, haben sich damit beschäftigt, und es gehört zu den vorzüglichsten und ständigen Aufgaben eines Klassenleiters und Schulleiters, auf die rechte Verteilung und das rechte Maß zu achten. Die Frage ist heute brennender als je: es gibt zwei aufgabenfreie Nachmittage, und Jungvolk und HJ nehmen unsere Schüler, jedenfalls wenn sie dort mit einem Amt betraut sind, zeitlich und seelisch so in Anspruch, daß sie die Schularbeiten — von der Jugend immer als „notwendiges Uebel" angesehen! — noch mehr in den Hintergrund rücken — Der Anteil der Elternschaft an der Frage des „Maßes" ist klar: die Eltern haben kein Recht, es zu „bestimmen", und es dient nicht der gemeinsamen Aufgabe, wenn sie vor den Kindern scheltend über das Zuviel oder Zuwenig der Hausaufgaben reden; sie sollen lieber zu den Lehrern kommen, wenn sie glauben, Beanstandungen machen zu müssen. Sie werden dann bald erkennen, was es mit diesem Zuwenig auf sich hat. Umgekehrt ist es natürlich durchaus denkbar, daß hin und wieder eine wirkliche Ueberbürdung vorliegt. In solchen Fällen wird jeder Lehrer den Eltern für einen Hinweis dankbar sein, und er wird das Uebel abstellen.


Aufn. Agfa-Archiv

Sodann handelt es sich um das Was, den Inhalt der häuslichen Aufgabe. Auch das ist selbstverständlich Sache der Schule. Es kann hier nur beispielsweise angedeutet werden, was damit gemeint ist: in den unteren und mittleren Klassen, also in der Pubertäts- und in der Reifezeit des Kindes, kann die häusliche Aufgabe im wesentlichen nur im Ueben und Wiederholen des in der Klasse Durchgenommenen bestehen. Es wäre z. B. ganz falsch, Kinder Vokabeln einer Fremdsprache lernen zu lassen, die sie nicht schon in der Schule im Rahmen von Uebungssätzen kennengelernt haben. Immer wieder aber müssen wir ehrgeizige Kinder oder — besser gesagt — ehrgeiziger Eltern Kinder mahnen, den pädagogischen Unsinn des Vorauslernens zu lassen. In den höheren Klassen erweitert sich der Inhalt der häuslichen Aufgaben; zu dem Ueben und Wiederholen tritt die selbständige Arbeit: der Schüler soll sich an einer Aufgabe „versuchen": wie finde ich das Material, wie sichte ich es, welcher Weg ist der gangbarste? Im Deutschen z. B. steigern sich solche Aufgaben bis zur „Abhandlung" oder bis zur Abfassung einer sogenannten Jahresarbeit.

Ist an dem „Was", dem Inhalt der häuslichen Aufgabe, das Elternhaus naturgemäß nicht aktiv beteiligt, so umsomehr an dem Wie; deswegen mag es erlaubt sein, darüber etwas ausführlicher zu schreiben. Ich habe eingangs gesagt: wohl ist mit Schumacher zu betonen, daß nicht bloße Wissensvermittlung, sondern Erziehung die Hauptaufgabe der Schule ist; aber es wird sich immer wieder darum handeln, welche Möglichkeiten der Erziehung ihr gegeben sind. Ich meine das so: die Schule hat eigentlich nur in den Unterrichtsstunden die Möglichkeit erzieherischer Einwirkung auf den Schüler;

es kommt hinzu, daß fast jede Stunde des Vormittags ein anderer Lehrer unterrichtet, und daß — jedenfalls in den Großstädten — die Verbindung in der Regel aufhört, sobald sich um halb zwei Uhr die Schulpforten hinter Lehrern und Schülern geschlossen haben. Ueber den Unterricht hinaus sind die Möglichkeiten erziehlicher Einwirkung sehr gering und schnell aufgezählt: die Spielnachmittage geben dem Turn- und Sportlehrer gute Gelegenheit, die Jungen in freierer Weise kennenzulernen. Die freiwilligen Arbeitsgemeinschaften der Oberstufe führen den betreffenden Fachlehrer mit den daran beteiligten Schülern zu fruchtbarer Gemeinschaftsarbeit zusammen. Schulvereine, wie Turn- und Rudervereine, knüpfen zwischen den Mitgliedern und dem Protektor ein festes Band, das in der Regel weit über die Schulzeit hinaus den Kreis zusammenhält. Gemeinsame Wanderungen bringen die Klasse mit ihrem Leiter in engere Verbindung. Auf Studienfahrten der Oberstufe lernen Führer und Jungen die Heimat gemeinsam kennen und lieben. Festliche Veranstaltungen der Schule, ihre Vorbereitung und Durchführung, knüpfen unter den Beteiligten ein enges Band. Das scheinen doch genug Möglichkeiten erziehlicher Einwirkung über die Unterrichtsstunden hinaus? Ja und nein! Es muß und darf doch wohl gesagt werden: wohl ist jeder Lehrer dankbar dafür und hofft, daß sie ihnen erhalten bleiben; aber einmal erfassen sie naturgemäß jeweilig nur einen Bruchteil der Lehrer- und Schülerschaft, und dann vor allem: es besteht keine Aussicht, diese Möglichkeiten weiter auszubauen, im Gegenteil, es droht die Gefahr ihrer Verminderung, weil der Dienst im Jungvolk und in der HJ die freie Zeit und das ganze Sinnen und Trachten der Jungen in Anspruch nimmt. Das ist nun einmal so, und es wäre unsinnig, darüber tiefsinnige Betrachtungen anzustellen. So liegt also der Schwerpunkt unserer erziehlichen Arbeit durchaus im Unterricht. Zu den Eltern, die guten Willens sind und sich bemühen, Möglichkeiten und Grenzen der Schulerziehung ehrlich zu erkennen, braucht man nicht lang und breit darüber zu sprechen. Allein die feste Schulordnung enthält eine Fülle von erziehlichen Faktoren, die jedem sofort einleuchten: die Gewöhnung an Zucht und Ordnung, an Straffheit und Pünktlichkeit, an Sauberkeit, Höflichkeit, Takt; der heilsame Zwang mit Lehrern und Mitschülern auszukommen, die einen nicht „gefallen" oder „liegen" usw. Davon aber ist hier nicht so sehr zu reden wie von der Arbeit des Unterrichts selbst: von der Schärfung und Festigung des Geistes, von der Stählung des Willens, die im Ringen in der Welt des Geistes nicht weniger hart ist als im Gebiet des Körperlichen, und von der Weitung des Horizontes, die der kommenden Führergeneration die Waffen des Geistes schmiedet und sie die ganze Größe ihrer vaterländischen und völkischen Aufgaben erst ahnen und allmählich immer klarer erkennen läßt. So ist richtig betriebener Unterricht alles andere als bloße Wissensvermittlung oder Gehirnakrobatik, er übt vielmehr alle Kräfte des Geistes, des Willens und des Gemütes. Der richtige Lehrer muß es nur sein, der den Unterricht gibt; spüren die Schüler, daß ein Mann vor ihnen steht, der nicht von oben herab doziert, sondern leidenschaftlich die Gegenwart miterlebt, der selbst immer ein Ringender bleibt, dann besteht wahrhaftig kein Grund zu jammern, daß sich die erziehliche Einwirkung auf unsere Jungen im wesentlichen auf die Unterrichtsstunden beschränken muß.

Es ist nun leicht einzusehen, inwiefern die allgemeine Betrachtung unserem eigentlichen Thema, der Frage der häuslichen Aufgaben, nützt: ein Unterricht, der so starken erziehlichen Charakter trägt, muß als eine der schönsten Früchte zeitigen, daß die Schüler „arbeiten lernen", und zwar nicht bloß im Sinne des Müssens (des zwangsmäßigen und des sittlichen Müssens), sondern auch im technischen Sinne: sie lernen eine Aufgabe anpacken, einteilen und in einer bestimmten Zeit vollenden. Es gehört zu den wesentlichsten Zielen der höheren Schule, ihren Schülern die Fähigkeit selbständigen Arbeitens anzuerziehen und mitzugeben. Dazu helfen nun — und darin liegt zugleich ihre sittliche Bedeutung! — die häuslichen Aufgaben. Auch besteht natürlich zwischen den Altersstufen ein großer Unterschied: während die Jüngeren lernen sollen, das Aufgegebene sauber, ordentlich und gewissenhaft zu erledigen, sollen die Aelteren darüber hinaus allmählich zur selbständigen Einteilung der Arbeit und der Arbeitszeit gelangen und daran „reif" werden.

Damit ist aber auch zugleich klar, warum gerade diesem „Wie" der häuslichen Aufgaben von seiten der Eltern größte Beachtung zu schenken ist, und wie gerade hier eine der besten Möglichkeiten wahrer Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus gegeben ist, und zwar so: wir scheiden wieder zwischen Unter- und Mittelstufe einerseits und Oberstufe anderseits. Die häusliche Aufgabe der Jüngeren muß sorgfältig überwacht werden. Dieser Satz scheint banal zu sein; aber einmal geschieht es so und so oft nicht, und wenn ja, dann nicht selten in ganz falscher Weise: man läßt die Kinder sich an die Arbeit setzen, und nun vertrödeln sie Stunde um Stunde, und die Eltern sagen dann in der Sprechstunde zum Lehrer: „Der Junge hat so lange gearbeitet, und der Erfolg befriedigt doch nicht?" Ein Sextaner darf nicht länger als höchstens eineinhalb Stunden arbeiten, aber in dieser Zeit soll er wirklich „arbeiten", kann er das noch nicht allein, weil er verspielt ist oder zum Trödeln neigt, so muß eben hier die Arbeit der Eltern einsetzen, die das Bemühen der Schule fortführen sollten: die Gewöhnung des Kindes an eine bestimmte Arbeitszeit! Durch solche Zusammenarbeit von Elternhaus und Schule wird dem Kinde für sein weiteres Leben ein unendlicher Dienst erwiesen: es lernt die Zeit einteilen, es verliert nicht die Lust an der Schule, und es behält seine Freizeit. Eine Freizeit muß jeder Mensch für sich haben, der nicht bloß ein Herdentier sein will.

Hier ist ein Wort über den Nachhilfeunterricht angebracht. Bekanntlich schreibt der Auslese-Erlaß vor: „Nachhilfestunden sind möglichst einzuschränken". Hier ist aber ein solcher Fall, wo er Gutes wirken kann: sind die Eltern nicht in der Lage, die geschilderte Erziehung zu vernünftiger Zeiteinteilung zu übernehmen, und handelt es sich um ein Kind, das seiner Begabung nach auf die höhere Schule gehört, so kann eine solche Arbeitsüberwachung in kurzer Zeit Wunder wirken. — Kommt der Junge nach Sekunda oder Prima, so ist die Stellung des Elternhauses zur Frage der Schularbeiten selbstverständlich eine andere. Nehme ich an, daß der Auslese-Erlaß inzwischen seine Wirkung tut und all die entfernt, die für die höhere Schule nicht geeignet sind, sollte und könnte an die Stelle der förmlichen Ueberwachung die innere Anteilnahme der Eltern an der Arbeit der älteren Söhne treten. Wo einem solche Beispiele begegnen, verspürt man eine tiefe und reine Freude, denn dann ist die Gefahr gebannt, daß Eltern und Kinder sich „auseinanderleben", wie das leider so häufig geschieht.

Ich fasse zusammen: Häusliche Arbeiten sind in der höheren Schule unbedingt notwendig. Das Maß und den Inhalt müssen selbstverständlich die Schulen bestimmen, aber es können sehr viele Mißverständnisse vermieden werden, wenn sich das Elternhaus durch die immer gebotenen Gelegenheiten um das Verständnis des Grundsätzlichen bemüht. Die engste Zusammenarbeit zwischen Schule und Elternhaus ist hinsichtlich des „Wie" der häuslichen Schulaufgaben möglich: die Schule erzieht die Jugend zu dem Ethos der Arbeit und lehrt sie die Technik der Arbeit; das Elternhaus fördert diese Form der Erziehung durch die richtige Form der Ueberwachung der häuslichen Aufgaben.

„Und heute gehört uns Deutschland!"

Deutschlandfahrt einer Landschule

Sanssouci

Diese Fahrt von Winningen über Mainz, Frankfurt, Fulda, Eisenach, Weimar, Erfurt, Wittenberg, Potsdam, Berlin, Leipzig, Plauen, Bayreuth, Nürnberg, Würzburg, 1500 Kilometer durch Deutschland mit dem Omnibus in acht Tagen; diese Fahrt ist ein hohes Lied auf die Schulgemeinde! Denn ohne sie wäre sie nicht zustande gekommen. Mit Landkindern acht Tage durch Deutschland — das ist Phantasie! So hieß es im Dorf, als der Plan bekannt wurde. Potsdam sollte Hauptziel sein. Potsdam ist Weinpatenstadt Winningens. Potsdam hat den Winninger Winzern leere Fässer gemacht. Der Winninger Jugend sollte die Stadt Friedrichs des Großen volle und heiße Herzen machen. Es ist geglückt, und das war ein kleiner Triumph des Willens!

32 Teilnehmer waren wir, und etwa 700 RM. haben wir gebraucht. Wir hatten keinen Pfennig und keine Hilfe, als der Plan schon immer hartnäckiger wurde. Die Eltern hatten Bedenken. Wir wurden nicht müde, sie zu rufen. Im Sommer vorigen Jahres machten wir eine viertägige Moselfahrt. In Traben-Trarbach lernten wir den Dichter Werner Beumelburg kennen. Er las uns vor aus der „Gruppe Bosemüller", seinem herrlichen Kriegsbuch. Das hat gezündet. Der Dichter ist dann unser Dichterpate geworden, so



Hofgarten in Würzburg



spiel zeigen wir den Anmarsch in Potsdam, den auferstandenen Soldatenkönig mit seinen langen Kerls und andere Dinge! Die Herzen sind im Sturm genommen: die Frauenschaft, die politische Ortsgruppe, der Spar- und Darlehnskassenverein, die landwirtschaftliche Bezugsgenossenschaft, die Gemeinde, alle geben noch Beträge, damit die Fahrt klappen soll.

Und sie klappte! Weil auch die Potsdamer Schulgemeinden das Ihre taten. Die Potsdamer Eltern überboten sich in Gastfreundschaft, die Lehrerschaft wurde nicht müde, zu führen und zu begeistern, die Jugend hielt herzliche Kameradschaft mit den Mosellanern. Die Stadt, an ihrer Spitze Oberbürgermeister General Friedrichs und Bürgermeister Dr. Dehans, gab einen offiziellen Empfang mit Kaffee und Kuchen und die Möglichkeit, alle

sind wir in ein ganz persönliches Verhältnis zu bester deutscher Dichtung gekommen. Ein Junge faßt den kühnen Plan, die Gruppe Bosemüller zu dramatisieren. Wir schicken dem Dichter das Manuskript, er freut sich darüber. In mühseliger Arbeit studieren wir das Spiel ein. Kulissen, Ausstattung, Uniformen müssen in wochenlanger Arbeit geschaffen werden. Die Eltern helfen. Die Aufführung ist ein Erfolg: Die Reisekasse beginnt zu werden. Wir schreiben es dem Dichter und bitten ihn um eine Begegnung in Potsdam (Beumelburg lebt in Berlin). So sicher sind wir bereits unserer Sache! Aber wir brauchen noch mehr Geld. Wir schreiben an zwei Potsdamer Schulen, an die des Rektor Zemper und des Rektor Blum. Ihre Kinder wollen uns drei Tage frei verpflegen! Noch mehr! Weil unsere Winzer viel Wein, aber wenig Geld haben, kaufen sie vor Ostern Wein mit der Bestimmung, daß die Winzer den Erlös als Reisegeld zur Verfügung stellen. Das bringt 200 RM.! Nun sammeln wir Gegenstände zu einer Verlosung. Alle Mädchen und Jungen arbeiten mit Laubsäge und Häkelnadel, an der Werkbank und an der Nähmaschine, damit mehr Gewinne zusammenkommen. Die Vorbereitungen erstrecken sich durch Monate. Die Verlosung wird verbunden mit einem Lustigen Abend. Der bringt ein Stegreifspiel: Jeder spielt sich selbst in seinen Erwartungen auf Potsdam, einzelne spielen besorgte Väter, Mütter, Großväter, Großmütter. Die Zweifel der öffentlichen Meinung werden im Humor auf der Bühne entwaffnet. Ein vorgetäuschter Vortrupp berichtet in launiger Weise aus dem Lautsprecher vom „Volkssender Potsdam!" Im Nebenzimmer hat eine Gruppe Buben ein Mikrophon eingeschaltet. Wir bringen auch „Fernsehen"; im Schatten-

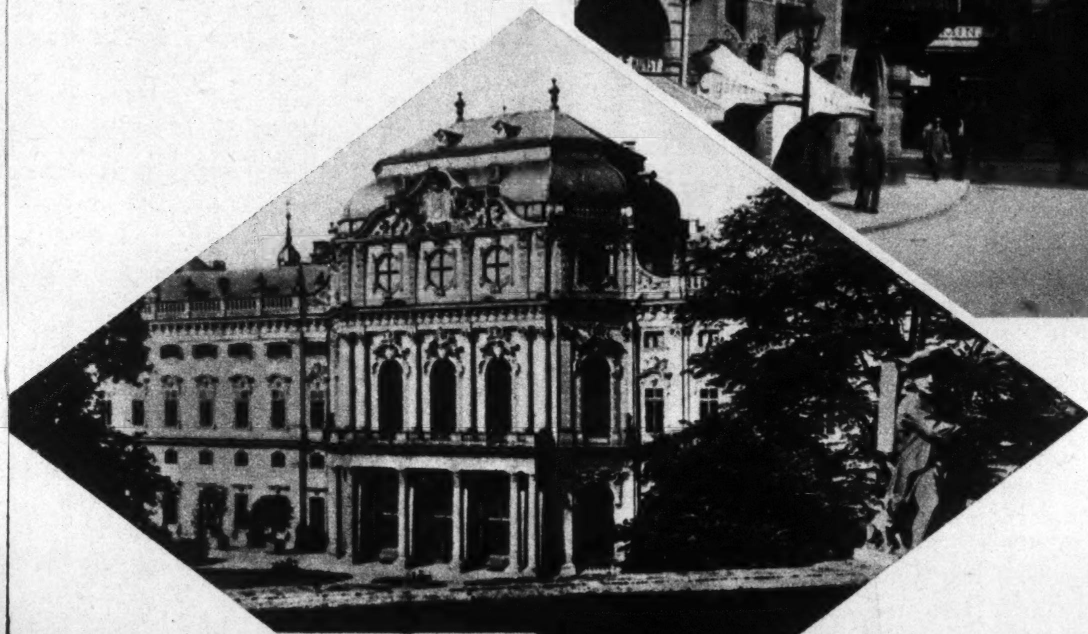
Die Gräber der beiden großen Preußenkönige in Potsdam



Das Völkerschlachtdenkmal

Sehenswürdigkeiten frei zu besuchen, obendrein noch eine Dampferfahrt auf dem Wannsee nach Werder und ein Bild von Potsdam für die Klasse! Wir treffen auch Werner Beumelburg! Er hat im Anschluß an seinen Roman „Mont Royal" ernste Worte an uns gerichtet von den Aufgaben der Westmark für das Reich. Unsere Herzen waren bereitet, diese Worte aufzunehmen: wir haben an der Gruft Friedrichs des Großen gestanden, da, wo der Reichsjugendführer die Fahnen der Jugend geweiht hat: Dort legten wir einen Schwur ab auf den Geist von Potsdam, zu sein „flink wie Windhunde, zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl" und immer im Hinblick auf das Preußenmotto: „Ich diene!" Vom Wannsee aus schrieben wir unserem zweiten Dichterpaten Heinrich Lersch, daß





Frankfurt a. M.
★
Würzburg
★
Mainz



wir nun sein Wort noch besser verstünden: „Deutschland muß leben, und wenn wir sterben müssen!" Das klang in uns an allen geweihten Stätten, die wir berührten: auf dem Römer der Kaiserstadt am Main, auf der Wartburg, an der Gruft von Weimar, an der Schloßkirche von Wittenberg, vor der Reichskanzlei und am Ehrenmal in Berlin, am Völkerschlachtdenkmal in Leipzig, im Haus der deutschen Erziehung und im Festspielhaus in Bayreuth und in der Stadt Dürers und der Reichsparteitage. So oft die Mundarten wechselten, so oft die Landschaft ein anderes Gesicht hatte: Wälder als Dome, verträumte Täler, sonnige Hügel, Bergkuppen im Gewittersturm, erdnahe Bauerndörfer, mächtig ausladende Industriewerke, welliges Mittelgebirge im grünen Herzen Deutschlands, weite Ebenen im märkischen Sand, breite Straßen in geschäftigen Großstädten, Giebelgewirr in den Horten alter Herrlichkeit, einsame Waldpfade oder Reichsautobahnen, so oft dies alles wechselte, immer war es eins in unendlicher Vielgestaltigkeit: Das Reich! Wir plauderten mit dem Bäuerlein, der sein Ziegelfuhrwerk lenkte, mit dem Tippelbruder, der auf „Austausch" ging, mit dem Fabrikarbeiter in der Werkpause, mit dem Oberstleutnant vom Panzerwagen-Regiment, mit dem Ministerialamtmann vom Propagandaministerium, und alle waren sie Volksgenossen. Und in allen suchten wir den Einen, den zu sehen uns nicht vergönnt war, weil er nicht in Berlin weilte: den Führer. Wo wir hielten oder gingen, kamen sie zu uns heran, geleiteten uns unaufgefordert zu den Sehenswürdigkeiten ihrer Heimat, nahmen keinen Dank an und gaben uns Grüße mit in unsere Westmarkheimat. Wir haben diese Grüße mitgebracht, und noch viel mehr als Erinnern und Grüße, etwas, das man nicht im Pathos sagen kann.

Wilhelm Kircher.

Mit 7 Aufnahmen von Atlantic-Photo



Landjugend muß sich selber helfen!

Von Albrecht Schäfer

Großstadtjugend auf Fahrt. Längst hat sie das Häusermeer hinter sich gelassen. Auch schon den breiten Siedlungsgürtel, der sich heute um jede Großstadt schlingt. Auf ihren Fahrrädern sind die Jungen dahin gekommen, wo wirklich „das Land" beginnt. Wo kein Fabrikschornstein mehr am Horizont zu sehen ist und keine Förderbahn die Felder zerschneidet. Wo die bestellten Aecker sich endlos dehnen und die grünen Wiesen. Wo rechts und links von der Chaussee Wege von Pappeln oder Weiden umsäumt auf die Aecker und die Wiesen führen und auf die Bauernhöfe, die baumüberschattet verstreut auf den Feldern liegen. Wo die Gegend nach Erde riecht, und wo uns in den Dörfern ein Duft aus dem Kuhstall und von dem Düngerhaufen entgegenweht.

Kurz vor einem Dorf stockt die Kolonne. Die Vordersten sind von ihren Rädern gestiegen und wollen sich ausschütten vor lachen. Die am Ende der langen Reihe wittern eine Sensation und treten flotter in die Pedale.

„Was lacht ihr denn?"

„Na, Jungs, guckt doch mal, was da geschrieben steht: „Sportplatz des Sportvereins Erlenbrügge." Guckt euch doch mal den Sportplatz an! Da lachst du dich kaputt! Da haben sie sich einfach ein paar Fichten aus dem Wald geholt und zusammengenagelt, und das sollen Tore sein! Und die Aschenbahn! Da bricht man sich ja die Knochen, wenn man über die kleingehackten Steine rennt! Die Kuhbauern müßten mal sehen, wie ein richtiger Sportplatz aussieht! Bei uns, den vom „V. f. B. Titania" oder das Stadion an der Grenz-Allee. Die Grasnarbe und die Aschenbahn! Und die Tore mit den vorschriftsmäßigen Netzen."

So prasselt ein Regen von abfälligen Bemerkungen, unterbrochen von „Witzen" und immer neuen Lachsalven auf den dörflichen Sportplatz nieder. Und als sie das Thema erschöpft haben, steigen sie wieder auf ihre Räder, die Jungen aus der Stadt. Und jeder von ihnen hat einen ergötzlichen Gesprächsstoff für den nächsten Versammlungsabend seines Sportvereins in der Tasche: „Der Sportplatz des Sportvereins Erlenbrügge". — —

Nun ja, ein Mustersportplatz ist es wirklich nicht. Ungelenke Hände haben auf ein Wagenbrett die Buchstaben gemalt, die dem Unkundigen den Zweck des umfriedigten Platzes verraten. Die Fußballtore sind tatsächlich unbehobelte Kiefernstangen, und die Laufbahn besteht nur aus kleingehackten Mauersteinen und festgestampften Bauschutt mit etwas Erde darüber.

Mit welchen Augen aber schaut ihn die Jugend von Erlenbrügge an! Stolz ist sie auf ihren Sportplatz, den sie sich selber schuf. Und wenn ein Mitglied des Sportvereins Erlenbrügge das Gespräch der Stadtjungen mitangehört hätte, dann hätte es ihm wahrscheinlich gar gewaltig in den Fäusten gejuckt. Und er hätte den lieblosen Kritikastern vielleicht nachdrücklichst deutlich gemacht, daß die „Kuhbauern" heute

auch wohl wissen, wie ein richtiger Sportplatz auszusehen hat. Daß aber auf dem Lande keine Gemeindeverwaltung ein Stadion erbauen kann, um es hernach der Jugend „zur freundlichen Benutzung" zur Verfügung zu stellen, und daß es auf dem Lande kein kapitalkräftiger Verein im Hinblick auf spätere „Eintrittsgelder" seinen Mitgliedern eine eigene Wettkampfstätte mit allen Schikanen schaffen kann. Die Landjugend muß sich selber helfen.

Längst ist der Gedanke der Leibesübungen bis in das letzte Bauerndorf gedrungen, längst pflegt ihn die dörfliche Jugend mit Begeisterung. Es war auch nicht schwer, einen Sportverein zu gründen. Aber dann kamen die Schwierigkeiten. Der Dorfanger erwies sich auf die Dauer als Kampfplatz wenig geeignet. Die Vorgärten, die Fensterscheiben und die sonntägliche Ruhe waren gefährdet, desgleichen der Durchgangsverkehr. Wo einen Sportplatz hernehmen? Kein Bauer mochte ein geeignetes Stück Land abtreten, und niemand konnte es ihm verdenken. Es war überhaupt niemand da, d. h. keiner, der irgend etwas zu bestimmen oder größeren Einfluß hatte, der dem Treiben und den Wünschen der Jugend Verständnis entgegengebracht oder fördernd zur Seite gestanden hätte. „Hinter Pflug und Drillmaschine und mit der Sense und der Düngergabel in der Hand sollen sich die Jungen man austoben!" hieß es. Und „Sport, das ist was für die Städter. Einen Reiterverein, den kann man sich noch allenfalls gefallen lassen; aber hinter dem Fußball herjagen und wie die Wilden um die Bahn rennen und springen und werfen, dat is dumm' Tügs..." So dachte man eben.

Es kostete langwierige Verhandlungen, bis sich ein Bauer bereitfand, der Jugend ein Ackerstück zu verpachten. Und Geld kostete es auch; denn es durfte ja nicht gerade eine brachliegende Sandscholle sein. Für die allernotwendigsten Sportgeräte konnte das Geld schließlich mit Mühe und Not aufgebracht, bei der Herrichtung des Platzes aber mußte zur Selbsthilfe geschritten werden. Was weiß ein Stadtjunge, der hochmütig die dörfliche Kampfbahn mit seinem Sportplatz vergleicht, davon, was es heißt, ein Ackerstück zu planieren, eine Laufbahn anzulegen, eine Umzäunung zu schaffen usw.?! Und das alles nach Feierabend, der für die Dorfjugend nicht nach achtstündiger Arbeitszeit schlägt, und alles, wenn auch nicht direkt gegen den Willen, so doch aber ohne wohlwollende Förderung der maßgebenden ältere Generationen! Darum ist so ein ländlicher Sportplatz eine Tat. Und mag die Kampfbahn den allgemein gültigen Regeln nicht bis ins Kleinste entsprechen, mögen die Fußballtore aus runden Stangen statt aus flachen Latten bestehen — die Jugend, die hier in freiwilliger Gemeinschafts-

3 Aufnahmen Atlantic-Photo





Landjugend muß sich selber helfen können: da wird notfalls der Lattenzaun zur Hürde, die Wagendeichsel zum Hochsprungseil, die Stalleiter zur schwedischen Leiter . . . . .

arbeit ein Werk schuf, wird dieses lieben und sich seines Wertes bewußter sein, als die, die sich von anderen die Stätte ihrer Erholung und ihrer Freude bereiten ließen.

Landjugend muß sich selber helfen und hilft sich selber. Sie zeigt dabei einem an und für sich auf das rein Praktische und nur auf das „Nützliche" gerichteten Kreis der Bevölkerung, wie ihn die Bauern darstellen, daß es auch Freude macht, um ideeller Werte willen zu arbeiten, und, daß gemeinsames, zielbewußtes Wollen unmöglich scheinendes möglich macht. Sie wird dadurch ganz unbewußt zum Schrittmacher einer neuen Zeit. — —

Reich an Erlebnissen und Eindrücken kehren die Großstadtjungen von ihrer Fahrt heim. Und zu Hause berichten sie. Auch von dem Sportplatz in Erlenbrügge. Und alle Witze, die die ausgelassene Korona über den Platz gemacht hat, werden wiederholt. Seltsam nur, daß der Vater, der seinem Jungen aufmerksam zuhört, nicht mitlacht. Im Gegenteil, er wird immer ernster, und eine mißbilligende Handbewegung läßt den Jungen plötzlich verstummen.

„Was hast du denn, Vater, meinst du, ich erzähle dir Märchen?"

„Ich werde euch mal was sagen: Ihr seid doch alle noch recht unreife Lümmel. Ueber den „Kuhbauern" will ich mal hinweghören, das redet ihr so hin, ohne jemand damit beleidigen zu wollen. Besser aber, ihr gewöhnt euch die Redensart ab, sie paßt nicht in unsere Zeit, und gewöhnt euch dafür das — Nachdenken an. Dann würdet ihr erkennen, wie gut ihr es doch in mancher Beziehung gegenüber der Landjugend habt. Gerade was den Sport und die Sportplätze angeht. Man sorgt für euch und ihr braucht nur zu wollen und zu nehmen. Auf dem Lande aber muß die Jugend noch darum kämpfen und sich selber helfen. Genau, wie wir uns vor dreißig und fünfunddreißig Jahren auch in der Stadt selber helfen mußten. Was meinst du wohl, was meine Freunde und ich darum gegeben hätten, damals so einen Sportplatz wie den von Erlenbrügge zu besitzen?! Weißt du, wo wir Fußball gespielt haben? Auf Schutt- und Müllabladeplätzen! Und in den öffentlichen Parks trieben wir Leichtathletik. Immer auf der Flucht vor der Polizei, die wie die damaligen Stadtväter kein Verständnis für unser Treiben hatte, und uns überall verjagte. Also Achtung vor den Sportkameraden auf dem Lande und vor ihrem Werk, mein Junge!"

Eltern, helft euren Kindern richtig!

Von Dr. Walter Herbert

Viele Eltern glauben ihrem Kinde und vielleicht gar dem Lehrer einen Dienst zu erweisen, wenn sie ihrem Kinde bei der Erledigung der häuslichen Schularbeiten helfen. Diese „Hilfe" kommt aber für Schüler und Lehrer oft auf eine Hemmung hinaus. So verkehrt sich eine wohl gut gemeinte Absicht in ihrem Erfolg ins Gegenteil, weil die Eltern helfen, ohne helfen zu sollen und ohne helfen zu können.

Da kommen z. B. Kinder der Grundschule und haben in ihrem Schreibheft „schöne" schräge Schrift mit Haarstrich und Keilstrich und einem säuberlichen runden I-Punkt. Der Lehrer weiß es sofort: hier hat die Mutti oder der Vati helfen wollen. Sein Ansehen beim Schüler wächst beträchtlich, wenn er ihm — bei einiger Kenntnis der Familienverhältnisse ist das nicht schwer — auf den Kopf zugesagt: „Da hat Dir doch Deine Mutter geholfen?!" Nun, dem Lehrer fällt das „Hellsehen" in dem Fall besonders leicht, weil sich in der Schrift im Vergleich mit der zu Mutters Zeiten geübten so gut wie alles geändert hat: Schriftzug (Form des einzelnen Buchstabens), Schriftrichtung, Schreibgerät und Handhaltung. Gewiß haben wir früher mit der Spitzfeder Haarstrich und Keilstrich geübt und dem I einen feinen runden Punkt aufgesetzt nach der Melodie: „Rauf, runter, rauf, Pünktchen oben drauf." Aber die heute bevorzugte Ausgangsschrift (Sütterlin) kann das alles gar nicht brauchen! Die Schrift wird mit der Plattenfeder zu schreiben begonnen, also z. B. der Redisfeder. Diese Feder ergibt einen Schnurzug, der gleichstarke Schrift liefert. Ein Haar- oder Keilstrich kann mit dieser Feder nicht geschrieben werden. Und soll es auch nicht! Daneben erfordert das Schreiben mit dieser Feder eine ganz bestimmte, nämlich die natürliche Handhaltung. Um nun dem vermeintlichen Uebel der schlechten Schrift abzuhelfen, geben die Eltern also dem Schüler „ihre" Feder, eine Spitzfeder. Dann k a n n das Kind überhaupt nicht mehr schreiben. Denn nicht nur, daß die Eltern ein falsches Schreibgerät dem Kinde aufdrängen, nein, sie verleiten es auch noch zu einer gänzlich anderen Schrift! Kurz und gut: die Eltern können nicht helfen! Mögen sie nur nachsehen, daß der Anfänger im Schreiben seine Aufgaben überhaupt und sauber erledigt, das andere ist Sache der Schule.

Ganz ähnlich liegen die Dinge im Lesen. In vielen

Schulen wird seit einigen Jahren ein Verfahren gepflegt, das den Eltern gänzlich unverständlich ist. Die Kinder kommen mit fertigen Texten, in denen viele bestimmte Worte, späterhin auch bestimmte Silben oder Buchstaben durch eine bestimmte Farbe hervorgehoben sind. Die Kinder haben auch andere Fibeln. Auch hier können die Eltern ohne Lehrer nicht helfen. L-E-N-I, gesprochen: Aell-E-Enn-I, das ist doch klar, das heißt „Leni". Hier sündigen die Eltern ohne es zu wissen. Denn, was das Kind vom „Laller" oder „Brummer usw. erzählt, das sind doch ausgesuchte neumodische Mätzchen! Nein, nein, so haben es Mutti und Vati nicht gemacht, so lernt es auch nicht Fritzchen. Nun fragt aber den Lehrer!

Schließlich glauben manche Eltern, daß man in der Schule doch unmöglich so lesen kann, wie man im täglichen Leben spricht. Nein, es muß doch heißen: Lene hat eine feine Puppe. Möglichst die Endsilben gut betonen! So wird doch in der Schule gelesen. Nein, so lesen wir nicht. Auch im ersten Schuljahr nicht. Da müht sich der Lehrer mit dem ab, was die Mutter in so guter Absicht eingebläut hat. In der Schule wird vom ersten Tag an die natürliche Betonung gebraucht und die Kleinen gewöhnen sich sehr gut daran und lesen in dieser Hinsicht gut für alle Zeiten, — wenn nicht die Eltern falsch helfen.

Manche Eltern helfen sogar Schülern der Oberklasse gerne bei Aufsätzen und Niederschriften. Ihre „Hilfen sind dem Lehrer auch da leicht erkennbar. Da heißt ein Aufsatz: „Am Dorfteich" — und die Mutter läßt sich also hören: „Die Enten begeben sich ins Wasser und suchen ihre Nahrung . . . Am Ufer spielen die kleinen Kinder . . . Auch ein Kahn befindet sich auf dem Teich." Solche Sätze sind in unseren Schulen einfach unmöglich! Da lachen die Bänke! Und die gute Mutter hat sich so gewählt ausgedrückt! Freilich, das müssen auch wir. Und wir wählen sogar sehr sorgfältig. Wir stehen eine gute Stunde oder auch zwei am Teich und beobachten. Dann suchen wir aus unserem Wortschatz alle Wörter, die diese oder jene Beobachtung gut und am besten charakterisieren, und ein guter Schüler schreibt dann schlicht und treu: „Aus dem Unterdorf watscheln Enten herauf. Die aus der Seestadt durchfischen schon das Wasser, daß es ihnen rechts und links aus dem Schnabel spritzt... Meyers Edgar und Harzens Arndt stehen mit nassen Hosenböden barfuß im Sumpf und bauen kleine Teiche... Der Kahn liegt faul am Pflock und läßt seine Fahne hängen." Das sind Dinge, die nicht jede Mutter schreiben kann, denn sie hat sie nicht mit uns beobachtet. Da kann die Mutter also auch nicht helfen.

Den größten Schaden richten solche gutgemeinten, aber unsachgemäßen Hilfen beim Rechnen an. Gewiß bleibt $2 \times 2 = 4$. Daran hat sich nichts geändert. Aber manche Verfahren sind gänzlich anders als die früher geübten. Wenn wir in den Laden gehen und kaufen eine Schachtel Zigaretten, dann zählt der Kaufmann beim Herausgeben auf unseren Fünfziger vom Warenpreis aus auf das hingelegte Geld hinauf. Er sagt also: 20, 30, 40, 50, indem er 10, 10 und noch 10, also die herauszugebenden 30 Pfennige hinlegt. So gibt der Kaufmann heraus; er macht die Zahl (hier hingelegtes Geld) voll. Dadurch sind beide Teile zufrieden, der Kaufmann hat 50 Pfennige, das Kind 20 Pfennige in Waren und 30 Pfennige in bar, der Gegenwert ist da. „Es stimmt". So wie der Kaufmann nehmen wir auch in der Schule weg, ziehen ab, subtrahieren. Das Kind lernt in der Schule also so abziehen, wie diese Fertigkeit im Leben ebenfalls geübt wird. Wird dem Kind daheim aber noch ein anderes Verfahren gezeigt, dann ist es verwirrt und aus einem Spiel wird ärgste Not. — Manche Aufgabengruppen geschehen auch in ganz bestimmter Form, z. B. die Zehnerüberschreitung. Der Unterricht in der Stellenrechnung benennt die einzelnen Stellen als Einer oder Zehner usw. Sollen nun Zehnerstellen überschritten werden, d. h. führt die Rechnung zur Gewinnung eines neuen Zehners, dann wird erst die neue Zehn gebildet, der Rest der zugezählten Zahl bleibt in der Einerstelle stehen. Also: $18 + 5$ wird so gerechnet: $(18 + 2 + 3) = 18 + 2 = 20 + 3 = 23$. Der Lehrer übt die Zerlegung der Zahlen, er übt die Fertigkeit der Zehnerfolge, er übt das Ausfüllen und das richtige Schreiben des Ergebnisses. Er weiß, warum er das tut. Das Kind braucht nie umzulernen und seien die Zahlen, die addiert werden, noch so groß. Aber die allzu besorgte Mutter denkt vielleicht, sie muß auf ihre Art helfen, damit das Kind ja immer bei den besten Schülern ist. Also sagt sie: $18 + 5$, das macht man so: hier sind die fünf Finger, die zählen wir noch auf die 18 darauf, so geht das 18; 19, 20 . . . 23. Wo nimmt aber die gute Mutter dann 25 Finger her, und wie lange will sie draufzählen, ehe sie auf 43 kommt?

Erfahrungsgemäß werden falsche Hilfen meistens in den ersten Schuljahren gegeben, weil da die Eltern an ihrem Kind naturgemäß am stärksten interessiert sind. Wann und wie sollen aber nun die Eltern helfen?

Nach dem oben gesagten sollen die Eltern ihren Kindern bei der Erledigung der häuslichen Schularbeiten überhaupt nicht helfen. Die Mutter ist nicht der Privatlehrer ihrer Kinder. Außerdem sind die häuslichen Aufgaben des Kindes so ausgewählt, daß sie nur eine unterstützende und fördernde Wirkung für die Arbeit haben, die der Lehrer in der Schule leistet. Die Hausaufgaben sind also nicht etwa die Fortsetzung der Schularbeit. Die Kinder erhalten also auch nur solche Aufgaben für daheim, von denen der Lehrer unbedingt weiß, daß sie ein Kind auch ohne Hilfe erledigen kann.

Nur eines sollten alle Eltern beachten: die Hausaufgaben sollen sauber und ordentlich erledigt werden. Es ist gut und zweckmäßig, wenn die Eltern darauf achten, daß für die häusliche Arbeit ganz bestimmte Zeiten, im Haus auch ein bestimmter Ort, eingehalten werden. Außer dieser Zeit aber gehört der schulfreie Nachmittag ganz dem Kind und seinem Vergnügen im Spielen, Basteln oder sonstigen Liebhabereien, denn auch diese Beschäftigungen sind für die Entwicklung des Kindes unentbehrlich.



Mutter und Kind vor 150 Jahren

Jugend oder

Von Martin Schumacher

„Welche von beiden ist die Mutter?“ lautet eine Frage, die wir bisweilen als Unterschrift zu einem Frauendoppelbildnis in illustrierten Zeitschriften finden. Dem Leser wird die Beantwortung der Frage nicht leicht; denn ihn schauen aus dem Bilde zwei weibliche Wesen an, beide betont jugendlich in Körperhaltung, Gesichtsausdruck, Haartracht, und Kleidung.

„Welche von beiden ist die Tochter?“ könnte die Unterschrift zu der alten Photographie lauten, die noch aus Großmutters Zeiten stammt und ebenfalls zwei Frauengenerationen darstellt. Beide sind ganz Würde, sowohl in Haltung und Miene, als auch in Haartracht und Kleidung. Es fällt schwer, die Tochter von der Mutter zu unterscheiden, so vollständig hat man das junge Ding auf „alt“ herausgeputzt.

Zwei Zeitalter sprechen aus Bildern zu uns und — zwei Weltanschauungen.

Den Standpunkt einer früheren Zeit, in der man den Jugendlichen das Recht absprach, Kind, also noch nicht „erwachsen“ und „gesetzt“ zu sein, haben wir überwunden. Und es mutet uns komisch an, ja es erschüttert uns geradezu, daß man es im Zeitalter des Rokoko für den Gipfel der Erziehungskunst hielt, wenn man aus einem zwölfjährigen Jungen schon in Gebärde, Rede und Kleidung einen vollendeten „Kavalier“ gemacht hatte. Und man würde es heute als Verbrechen am Kinde bezeichnen, wollte man eine Sechsjährige dazu abrichten, an einem anatomischen Modell die Vorgänge bei der Geburt eines Kindes zu erläutern. (So geschehen 1776 im Philanthropin, einer Bildungsanstalt, zu Dessau!) Dabei brauchen wir gar nicht bis ins 18. Jahrhundert zurückzusteigen, um Beweise für die Tatsache zu finden, daß man früher im Kinde den kleinen Erwachsenen sah und die kindliche Eigenart soviel wie möglich unterdrückte: wir brauchen nur einen Blick in die alten Lesebücher zu werfen und die erbaulichen Geschichten von den frommen und artigen Kindern zu lesen, dann sehen wir, welches Jugendideal einer früheren Generation vorschwebte. Selbst der gute alte Struwwelpeter trägt seine deutlichen Spuren.

Heute weiß man, daß die Kindheit ein an sich berechtigter Lebensabschnitt ist, in der sich die Lebensgestaltung nach eigenen, eben kindgemäßen Gesetzen vollzieht, und daß es eine Vergewaltigung des Kindes ist, aus ihm einen Miniaturerwachsenen zu machen, wie es eine vergangene Zeit versuchte.

Handeln wir nun auch immer nach dieser Erkenntnis?

„Ganz gewiß!“ lautet unsere zu schnell gegebene Antwort. Ganz gewiß; denn niemand läßt seinen Sohn mit gestärkter Hemdbrust, wie sie der Vater trägt, herumlaufen oder setzt dem Mädchen einen Hut auf, wie ihn die Mutter hat. Niemand wird bei einer kindlichen Unart (die ja zumeist „die kindliche Art“ ist) sogleich aus der Haut fahren. Die Redensart: „Es ist ja noch ein Kind“ ist uns geläufig, und die Häufigkeit ihrer Anwendung wird von uns als Beweis für unsere moderne Einstellung zum Kindesalter angeführt werden.

Dennoch bleiben wir in unserm Bestreben, das Kind zu verstehen und seine Handlungen als ihm gemäß zu deuten, oft nur an der Oberfläche, und uns unter-

2 Aufnahmen
von Atlantic-Photo

Miniatur-Erwachsene?



Mutter und Kind heute

läuft aus unserer lückenhaften Kenntnis des kindlichen Seelen- und Willenslebens mancher Erziehungsfehler. Es ist ja auch unendlich schwer, uns in die Seelenlage eines Kindes zu versetzen. Wir sehen seine Handlungen und suchen aus ihnen Schlüsse auf deren Beweggründe zu ziehen, d. h. auf die Seelenvorgänge, die die Handlungen auslösen. Für unsere Schlußfolgerungen stehen uns jedoch nur *unsere* Erfahrungen, die Erfahrungen Erwachsener, zur Verfügung. Wir werden deshalb oft für die kindliche Handlung *die* Gründe vermuten, die *uns* zu einer ähnlichen Veranlassung gegeben hätten. Wenn wir beobachten, daß ein Kind einem Maikäfer die Beine ausreißt, werden wir es grausam nennen, weil *wir* es wären, wenn wir Aehnliches täten. Wie wir gedacht und gefühlt haben, als *wir Kinder* waren, das haben wir längst vergessen. Erst aus der Zeit unserer beginnenden Reife, da sich im Kinde eine Wandlung vom unbewußten zum bewußten Wollen vollzog, da es sich über sich selber klar zu werden begann, haben wir zuverlässigeres Erinnerungsmaterial, das wir zur Ausdeutung fremder Handlungen als Vergleich heranziehen können.

Daß wir nicht einmal das Tun Erwachsener, also Menschen unserer Art, immer absolut zuverlässig deuten können, mag ein Beispiel zeigen.

Wir sehen einen Mann mit rüstigen Schritten einen steilen Bergpfad emporsteigen. Wir bewundern ihn insgeheim, mit welcher Kraft er die Höhe und den Berg bezwingt. Plötzlich bleibt er stehen. „Aha“, sage ich, „jetzt kann er nicht mehr, jetzt muß er sich ausruhen und erst mal Luft schöpfen.“ „Er wird Rast gemacht haben, um sich umzuschauen und die Aussicht zu genießen“, sagt mein Begleiter. Wer von uns beiden hat nun recht? Vielleicht keiner. Denn ein hinzukommender Dritter meint: „Er wartet da oben auf halber Höhe auf einen Weggenossen, der sich verspätet hat.“ Alle diese Deutungen läßt sein Tun zu, und alle Gründe, so verschieden sie doch sind, haben das gleiche Maß an Wahrscheinlichkeit. Wollte man deshalb aus dem Rasten jenes Wanderers Schlüsse ziehen, also etwa sagen: er ist ein Freund der Naturschönheiten, so stände diese Behauptung auf schwachen Füßen; denn es könnte ja ebenso gut der Fall sein, daß er für die Natur gar nichts empfindet, sondern ärgerlich seinen zerrissenen Stiefel betrachtet, der ihn zur Rast zwingt, oder daß er ungeduldig nach seinem Weggenossen Ausschau hält. Sollten wir deshalb eine klare Antwort auf die Frage: Welcher Beweggrund veranlaßt den Wanderer zur Rast? geben, so würden wir es ganz „nach *unserem* Empfinden“ tun, und maßgeblich für das Urteil über den Wanderer wäre unsere *eigene* „Stimmung“.

Es ist also schon schwierig, die Handlungen Erwachsener richtig zu deuten, obwohl wir doch die Berechtigung haben, sie mit „unseren Augen“ zu betrachten. Weit schwieriger und gefährlicher ist es, Kindeshandlungen durch unsere Erfahrungsbrille zu werten.

Traf ich da einst eine Gouvernante — ich nenne sie absichtlich so — mit ihrem zehn- oder elfjährigen Zögling, einem sehr behüteten Kind. „Denken Sie nur“, so sprach sie mich ganz auf-

geregt an, „der Karl-Ernst! Schaut er da eben in eine Regenpfütze, und was sagt er? ‚Die ganze Welt spiegelt sich in dem kleinen Wasser.' Denken Sie doch, der Junge! Wie groß er empfindet und wie schön! Ganz entrückt war das Kind!" Und sie schwärmte mir dann noch mit großem Pathos etwas von dem „Makrokosmos im Mikrokosmos" vor, und wie reif doch der Karl-Ernst sei und wie gemütstief. Ich kam gar nicht zu Wort, und das war mir lieb; denn ich konnte derweile den Wunderknaben, dem sich die große Welt im kleinsten Tümpel offenbarte, betrachten. Er stand wieder vor einer Pfütze, tief darüber gebeugt und — schnitt Grimassen und freute sich, wie sein Spiegelbild das gleiche tat. Ich stieß meine Begleiterin heimlich an. Ein entsetzter Aufschrei: „Pfui, Karl-Ernst, wer tut denn so etwas?!"

Wer so etwas tut? Jeder richtige Junge, der entdeckt hat, daß man sich im Wasser spiegeln kann, und der mit den Worten „die ganze Welt spiegelt sich im Wasser" nichts weiter als den eben von ihm vielleicht erstmalig festgestellten natürlichen Vorgang schildern will. Dem alle Symbolik und bildliche Redeweise fremd ist, weil sie eben unkindlich sind. Nur „Gouvernanten" (beiderlei Geschlechts), die in dem Kind den Miniaturerwachsenen sehen, und ihre gesamte Erziehung — oder sagt man nicht besser Dressur? — darauf einstellen, ihre Schützlinge recht schnell über die „Kindheit" fortzuhelfen, werden anderer Meinung sein.

Sie werden auch darüber entsetzt gewesen sein, daß Karl-Ernst früher so schrecklich „gelogen" hat und ihn fleißig ermahnt haben, nicht wieder so Böses zu tun. Daß der Junge darob still und verschlossen wurde, ist ihnen zwar aufgefallen, jedoch als Gesetztheit und Wohlerzogenheit und Erfolg ihrer Erziehung gewertet worden. Weshalb hat denn sein Mund aufgehört zu plappern? Weil die Erwachsenen ja immer sagten, es seien Lügengeschichten, die er erzählte. Und lügen dürfe man nicht. Lügen? Ja, hatte er denn gelogen? Hatte er auf dem Felde nicht wirklich hundert Hasen gesehen und neulich, als sie durch das Nachbardorf fuhren, nicht wirklich einen Riesen, so groß wie ein Baum? Was weiß denn „Fräulein" davon, was ein Kind alles sieht und erlebt! Phantasie und Wirklichkeit vermischen sich zu seiner Welt, aus der es niemand vorzeitig herausreißen sollte. Ganz von selber wird es die Lügen ablegen; und aus ihrem Vorhandensein auf einen Charakterfehler zu schließen, heißt, es mit den Augen Erwachsener ansehen und ihm Unrecht tun.

Hans und Grete sind auch nicht „herzlos" und „gemütsroh", weil sie mit dem verkrüppelten Nachbarsjungen durchaus nicht spielen wollen. Sie haben es sich auf die ernstlichen Ermahnungen der Eltern hin zwar abgewöhnt, über den unglücklichen Jungen zu lachen und ihn zu verspotten. Aber mit ihm spielen?! Jedesmal gibt es Tränen, wenn die Mutter sie dazu zwingen will, und was sie da redet von „Mitleid haben" und „Seht mal, wie würde es euch denn gefallen, wenn mit euch niemand spielen wollte?" ist tauben Ohren gepredigt. Kinder folgen eben einem Urinstinkt, der alles Kranke, Schwache und Häßliche ablehnt. Man kann sie wohl zur Duldung zwingen; der freie Entschluß, sich des Schwachen anzunehmen — und auf den kommt es an! — wird erst dann geboren, wenn sich die sozialen und sympathetischen Gefühle einstellen. Jahrtausende hat die Menschheit dazu gebraucht, um sie zu erwerben; im Kinde wiederholt sich der Aufstieg der Menschheit. Darum ist seine „Grausamkeit" Urerbgut, dessen Spuren es erst verliert, wenn in seiner seelischen Entwicklung die Kindheitsphase ausklingt. Keine vernünftige Erziehung wird nun etwa deswegen der Hemmungslosigkeit kindlichen Trieblebens Vorschub leisten, kein Erzieher jedoch verzagen, wenn Hans und Grete aus natürlichem, d. h. ihrer (Kindes-)Natur entsprechendem Empfinden Abscheu vor dem Unnatürlichen zeigen.

Nr. 5/35 der Reichs-Elternwarte brachte ein wunderbar-ergreifendes Bildnis einer Mutter. Alles Mutterleid der Welt schien in ihm ausgedrückt. Ich habe es unverbildeten Kindern gezeigt. Ihr Urteil war vernichtend. „Doof", sagten die einen, „nicht schön", die etwas zivilisierteren andern. Wie kamen die Kinder zu dieser erschütternden Kritik? Sie sahen das Bild mit ihren Augen an und wußten das schütterne Haar und die Falten in dem Greisengesicht, die uns das Bild zum tiefen Erlebnis gestalten, nicht zu deuten. Sie sahen nur, was sich dem Auge bot, in ihrer Seele schwang noch nichts mit. Sie sahen nur ein altes Gesicht, das sie sich allenfalls bei den Großeltern — aus Gewöhnung und weil diese gut zu ihnen sind — gefallen lassen, das ihnen aber sonst widerwärtig erscheint. Sie haben deswegen keinen Freibrief zur Verspottung des Alters. Aber, daß es so schwer fällt, Kinder zur Achtung vor dem Alter zu erziehen, und daß sie immer wieder „rückfällig" werden, mag sich aus dieser Tatsache erklären. Kinder sind eben keine Erwachsene, die ja auch oft ihre „ganz gute Erziehung zusammennehmen" müssen, um den Greis und die Greisin nicht zu belächeln. Und Spuren unserer eigenen kindlichen „Herzlosigkeit" zeigen wir noch heute, wenn wir die „Komische Alte" im Theater herzhaft beklatschen und der alten Frau, die unsern Pfad kreuzt, aus dem Wege gehen...

Daß das Kind auch beim Spiel Kind ist, und anders als Erwachsene, ja nach ihren Begriffen sogar unvernünftig handelt, brauche ich hier nur zu erwähnen. In der letzten Nummer der Reichs-Elternwarte wurde darüber ebenso eingehend wie unterhaltsam berichtet. Vom „verfrühten", d. h. unkindgemäßen Spielzeug war auch schon einmal die Rede. (S. Reichs-Elternwarte 7/35!)

Das Kind lebt seine eigene Welt. Sie zu erforschen, lassen sich unsere großen Psychologen und Pädagogen der Gegenwart angelegen sein. Nach ihren Erfahrungen die Erziehung zu gestalten, ist Aufgabe der Eltern und Berufserzieher. Eine Zeit, die von der Welt des Kindes wenig oder gar nichts wußte oder doch eine falsche Vorstellung hatte, versuchte Miniatur-Erwachsene aus den Kindern zu machen und — züchtete Treibhauspflanzen. Sie könnten im Sturm und Wetter unserer Zeit nicht bestehen; sie wären ungeeignet, dereinst im neuen Deutschland Fundament oder Baustein zu sein.


...e macht einen Vorschlag

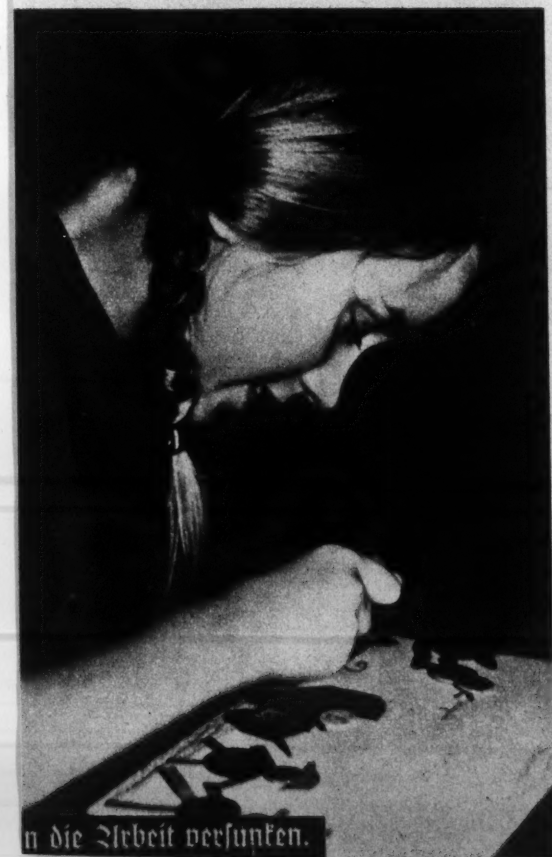
Die Bastelmärchenstunde

Mit 4 Aufnahmen von Ursula Scherz

Ich habe mit meinen Kindern schon viel glückliche und genußreiche Stunden verlebt. Am liebsten waren mir aber immer die stillen Stunden. Auch meine Kinder lieben sie über alles. Es sind die Stunden der Versenkung und Hingabe an den Aufbau und das Erlebnis einer Geschichte oder eines Märchens. Es handelt sich dabei darum, uns die handelnden Personen und die Vorgänge so anschaulich zu machen, daß sie wirklich vor unsern Augen lebendig werden. Wie wir das machen? Wir „spielen" und fertigen uns gleichzeitig das dazugehörige Spielzeug an. Die Geschichten und Märchen erfinden wir uns selbst. Sie entstehen zumeist auf eine ganz eigentümliche Weise. Wir schaffen irgend ein kleines Wesen, ein Menschlein, ein Kind, eine Märchenfigur, oder gar ein Ungeheuer, aus einem Einfall oder aus der Beratung unserer Arbeitsgemeinschaft heraus. Dieses Wesen steht dann in der Mitte unserer Geschichte. Nun beginne ich zu erzählen und gar bald stellen sich mit Beihilfe der Kinder die Geschehnisse, die Schwierigkeiten und die Abenteuer ein. Es ist ganz merkwürdig, wie wir nun versinken! Wir vergessen die Umwelt vollständig! Die Kinder sitzen auf ihren Bänken, vor sich liegen haben sie allerlei Material, wie es zum Basteln notwendig ist. Die Aufgabe heißt immer: Bilder legen! Wir lassen das, was wir uns erzählen, in Bildern vor uns erstehen. Sollten die Kinder die Bilder zeichnen oder malen, würde es ihnen sehr schwer fallen. So entstehen sie in ihren kleinen geschickten Fingern von selbst. Kein Kind hat Angst, daß es das „nicht kann". Sie sind so eingesponnen in das Geschehen, daß sie an die Anfertigung gar nicht mehr denken. Und so verschieden sie unter sich sind, so verschieden ist auch ihre Arbeitsweise. Wer Kinder wirklich kennen lernen will, muß sie hier beobachten. Fähigkeiten, ja selbst Charakteranlagen kommen zum Vorschein. Schnelle Entschlußkraft oder zaghaftes Zaudern wird sichtbar. Die einen sind „schnell fertig mit dem Wort", das hier Bild wird, andre wieder, die unselbständiger sind, warten ab, wie es ihre Nachbarn machen. Auch da gibt es noch Unterschiede: dem einen Kinde genügt ein Anstoß, der ihm einen Einfall gibt, den es dann in seiner Weise ausführt. Das zweite müht sich mit einer Nachbildung ab von dem, was es bei andern sieht. Aber keines wird sklavisch nachahmen. Im Gegenteil: grade diese Kinder sind bestrebt, es „anders" zu machen. Sie erfinden Aenderungen. Die wirklich schöpferischen Kinder können es meist gar nicht abwarten, wie sich die Geschichte in der Erzählung entwickelt. Sie hören gar nicht mehr hin, was gesagt wird. Ihre Gedanken arbeiten wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm. Wie müssen sie sich da eilen, alles was ihnen einfällt, festzuhalten! Sie haben für nichts mehr Zeit als für das Gestalten ihrer Einfälle. Auch Ernst und Humor, Gemüt und Leichtsinn offenbaren sich. Die Gründlichen, die langsam arbeiten, und die Flüchtigen, bei denen alles „husch" „husch" fertig ist, verraten sich. Und schließlich endet alles in einer stolzen Zufriedenheit mit den kleinen entstandenen Werken. Wer nicht fertig geworden ist, nimmt sich sicher seine Arbeit zur Vollendung mit nach Hause. Dann entstehen oft genug lange und aufregende Fortsetzungen unsrer Geschichten. Das Erlebnis der stillen Stunde setzt sich in den Kinderköpfen fest. Deshalb ist es auch von Wert, den Erzählungen einen Inhalt zu geben, der für die kleinen Teilnehmer in irgend einer Weise fruchtbar und nützlich ist.

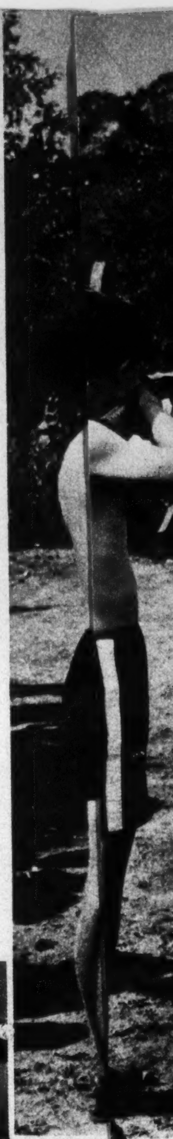

sie geht eigene Wege


sie braucht Anregung


...n die Arbeit versunken.



Mit fröhlichem Jubel strömen sie heraus in den taufrischen Forst, die 62 Buben unseres Schulheims. Keine müden, unlustigen Gesichter wie daheim, wenn die Mutter sie im letzten Augenblick wachrüttelt und nach hastigem Frühstücksbrot in die große Schule schickt. Oder wenn sie nach 6 Lehrstunden allzu spät zum Mittagessen zurückkehren und am Nachmittag wieder über den Hausaufgaben sitzen. Nein, hier draußen in ihrer Waldschule, da fällt ihr Lebensraum mit dem Arbeitsraum zusammen. Da schlafen sie in den 21 Räumen ihrer Wohnbaracke gemeinsam unter Obhut der Lehrer, welche

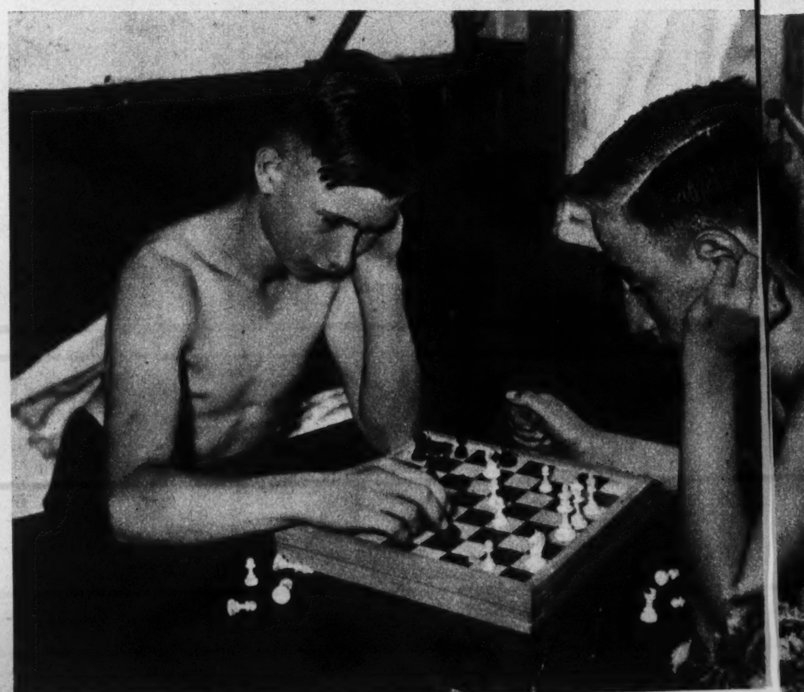




Freiluftschule!

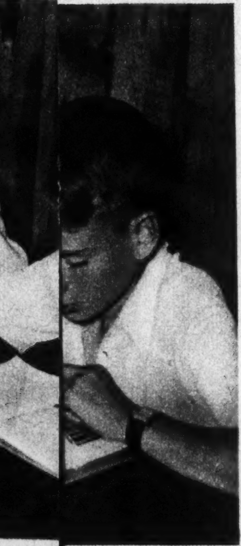
Zum Internationalen Kongreß in Bielefeld und Hannover vom 18. bis 23. Juli 1936

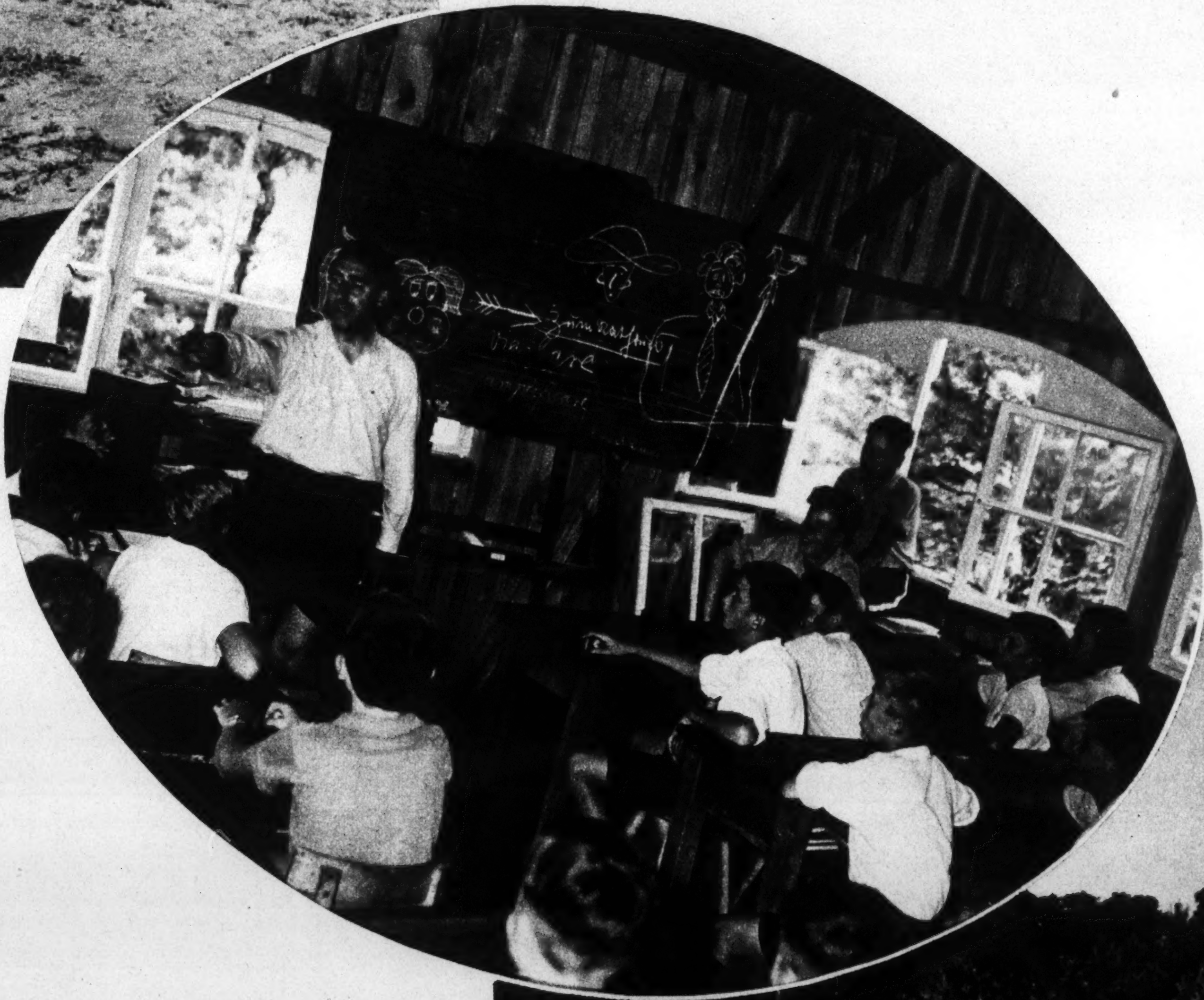
Von Dr. H. Sahrhage, Hamburg





den ganzen Tageslauf treulich mit ihnen teilen. Abends geht es früh ins Bett (Kino fällt aus, weil nicht vorhanden), statt der weichen Federpfühle gibt es harte Matratzen und Wolldecken, aber herrlich ausgeschlafen springt man in aller Morgenfrühe auf das erste Signal des Weckens heraus, schlüpft in die Sporthose und macht Dauerlauf durch den herrlichen Hochwald. Da werden die Lungen weit und die Sinne wach, da geht das Herz auf für die Schönheit der Heimat, da spürt man die Verbundenheit mit Natur und Boden. Noch mal so gut geht dann das Lernen auf der vereinfachten Schulbank der Freiluftschule, zumal Stoffe und Methoden des Unterrichts dem eigenen Erleben in der deutschen Landschaft und ihrem Volkstum entsprechen. Geruhsame Pausen werden am Schachbrett verbracht. Am Kleinkaliberschießstand übt man



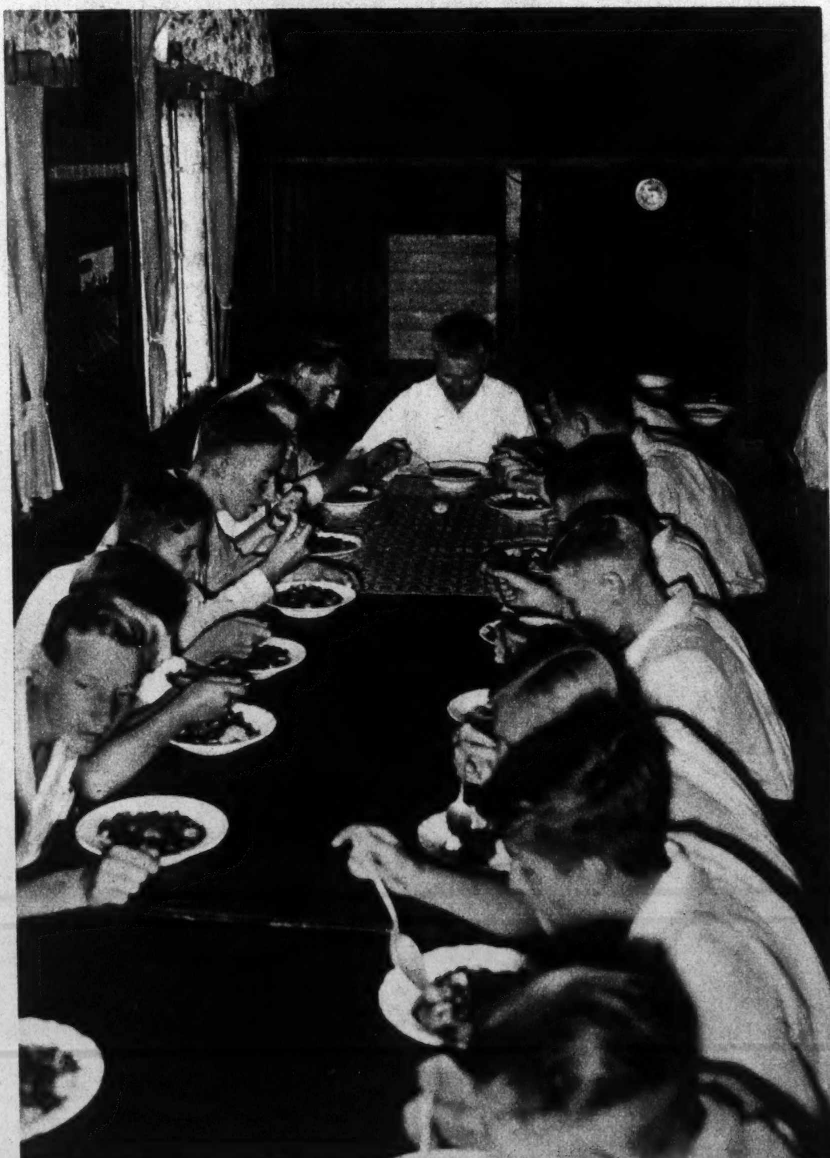




8 Aufnahmen für die „Reichs-Elternwarte" aus dem Schullandheim Niederfinow bei Eberswalde, der Kant-Schule, Berlin-Karlshorst, von Atlantic-Photo







Aug' und Hand. Am Nachmittag treibt man Geländesport, wandert und schwimmt, arbeitet im Garten oder in der Werkstatt, hilft beim Bauern. Nur die Mahlzeiten schieben sich „störend" dazwischen. Aber gut Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen. Eine gesunde Jugend wächst hier heran. Untereinander und zum Lehrer wird gute Kameradschaft geübt. Jeder bemüht sich, die Ichsucht zu überwinden und der Gemeinsamkeit zu dienen. Die Freiluftschule will nicht nur den Ort von der Großstadt auf das Land verlegen, sondern vor allem den pädagogischen Standpunkt verändern. Insofern begrüßen wir den bevorstehenden Internationalen Kongreß, der erstmalig in Deutschland stattfindet, weil er uns Gelegenheit gibt, vor Vertretern aus aller Welt das bereits hochentwickelte deutsche Freiluftschulwesen aufzuzeigen, das mit seinen mannigfaltigen Formen, wie Schullandheimen, Wald- und Gartenschulen, Jugendherbergen, Landjahr- und Arbeitsdienstlagern, zum Ausgangspunkt einer allgemeinen Schulreform werden möchte, um eine an Geist, Körper und Charakter gleich gesunde und wertvolle Jugend zu erziehen.

Möller-Crivitz:

Die Ungebetenen

Vor langen Zeiten war es, da lebte ein Mann, dem seine Sippe einen verwüsteten Garten hinterließ. Dem Manne brannte das Herz, als er sah, wie man dieses einstmals fruchtbare Land zugrunde gerichtet hatte. Aber er klagte nicht lange, sondern rief seine Männer herbei, auf daß sie ihm hülfen, dieses Land neu zu bebauen, damit die heimatliche Erde ihnen wieder Frucht gäbe und Segen. Unverdrossen machten sich die wenigen, die ihm treu geblieben, an die schwere Arbeit. Und nach langen, harten Jahren erstand der Garten neu. Er war schöner auf Erdenrund nicht anzutreffen. Das war ein Knospen und Sprießen, ein Blühen und Duften, ein Jubel und Singen, wie es noch kein Auge gesehen und kein Ohr gehört. Da sammelte der Mann seine Männer um sich und sprach zu ihnen: „Nun haben wir unser Väter Erbe von neuem erworben. Es ist jetzt unser geworden durch unserer Hände Arbeit. So laßt uns nunmehr unsere Nachbarn und Freunde laden, damit sie alle sehen, wie herrlich unser Land wieder geworden ist, weil Ernst und Fleiß und Glaube am Werke waren." Das war den Männern so recht.

Und die Nachbarn und Freunde kamen in den Garten. Erst wenige, dann mehr und bald waren alle gekommen, die man gebeten hatte. Sie waren gebannt und konnten nicht sagen, was ihre Herzen bewegte. Denn alles war wie ein Märchen. Sie gingen mit andächtigem Staunen durch weite Wege, durch verschlungene Pfade, sie tranken mit hungrigen Augen die unnennbare Schönheit der Blumen und Blüten, und ihre Ohren waren trunken vom Jubel der Vogelstimmen. Da kam ein heißer Dank in ihnen auf, und sie bewunderten diesen Mann, der ihnen so viel Schönes gezeigt. Wahrlich, so dachten sie bei sich, wir hörten die Kunde von diesem Garten und seiner Pracht, seinem Frieden und seinem Segen, wir mochten aber nicht daran glauben. Und jetzt sehen wir, man hat uns nicht einmal die Hälfte gesagt.

Der Mann aber stand mit seinen Männern abseits und freute sich des Glückes der Begeisterung seiner Gäste. Da vergaßen alle die harten Schwielen, die ihnen der Kampf gebracht. „Seht", sprach er zu seinen Treuen, „wir haben ein gutes Tagwerk getan. Laßt uns jetzt den Garten pflegen, damit er unserer Sippe für Ewigkeiten erhalten bleibt!" Und seine Männer gelobten es ihm.

Als er so gesprochen hatte und sie alle wieder an ihre Arbeit gingen, die ihnen nun leichter schien, begab es sich, daß auf einem Nachbarhofe die Schweine ausbrachen. Der Bauer hatte den Stall nicht gut verwahrt, so daß dieses Unheil geschehen konnte. Und die Schweine stoben in den Garten. Aber alle, die im Garten waren, die da arbeiteten oder sich freuten, merkten anfangs nichts von dem Einbruch der Ungebetenen. Die Schweine aber spürten nichts von dem Duften und Blühen, hörten nicht den Gesang der Vögel und das Jauchzen froher Menschen, sie rasten durch die Wege und über die Beete — denn sie suchten etwas. Und sie fanden das, was sie suchten: es war der Komposthaufen, wohin der Gärtner all das abtät, was krank geworden war und faul und schwach, damit es das Gesunde nicht verderbe. Als die Schweine dort angekommen waren, grunzten sie. Voll Behagen wühlten sie im Unrat und waren guter Dinge, wie es die Schweine eben sind, wenn sie den Dunghaufen gefunden haben.

Von diesem jedoch stieg eine Wolke üblen Duftes auf, so daß die Menschen in der Nähe entsetzt davonliefen. Als der Mann diese Unruhe unter den Gästen bemerkte, wußte er, daß Schweine im Garten waren. Er ließ sie zusammentreiben und zurückbringen in den Stall. Und er bat den Nachbarn ernstlich, sie künftig besser zu verwahren. Es waren aber unter den Gästen einige, die diese Entscheidung des Mannes nicht verstehen konnten, und sie murrten und meinten, die Schweine müßten hart bestraft werden. Da antwortete ihnen der Mann: „Warum denn? Haben sie etwas anderes getan als das, was sie ihrer Art nach tun müssen? Es waren doch eben Schweine!"



Aufnahme: Agfa-Bildarchiv

Anna Herde:

Kinder, die ausgelacht werden

Die achtjährige Thilde war mit ihrer Mutter und Tante bei zwei lieben, alten Damen zu Torte und Schlagsahne eingeladen. Während man sich fröhlich unterhielt, verschlechterte sich unerwartet das Wetter. Die warme Luft kühlte stark ab, und dicke Regentropfen fielen. Die Gastgeberinnen liehen beim Abschied zwei Regenschirme, und auch für Thilde, in ihrem dünnen Sommerkleidchen, wußte man Rat. Eine der Damen brachte einen sehr altmodischen Umhang herbei, der vielleicht aus dem Kleidervorrat ihrer Großmutter geerbt war, und legte ihn ohne weiteres dem Kinde an: „Siehst du, darin wirst du nicht naß und brauchst nicht zu frieren," lächelte sie ihm zu. Das wunderliche Kleidungsstück hing der Kleinen fast bis zu den Knöcheln herab, und sie steckte in den weiten, grauen Falten wie in Fledermausflügeln. Entsetzt wehrte sich das Kind. Wenn man unterwegs vielleicht Gerta und Liesel, die so spöttische Augen machen konnten, oder anderen Schulkameradinnen begegnete! Thilde sah es schon sehr anschaulich vor sich, wie man sie angrinsen und sie morgen in der Schule wegen ihres komischen Mantels verhöhnen würde. Sie zerrte darum an den Verschlußhaken und schüttelte sich, als müsse sie das scheußliche Ding von sich werfen. Fast trotzig und doch weinerlich kam ihr: "Ich mag nicht."

Da stand die Mutter plötzlich neben ihr und nahm ihr ganz ruhig den garstigen Faltermantel ab. „Nein, den brauchst du nicht," erklärte sie entschieden und reichte ihn mit freundlichem Dank der Gastgeberin zurück. Deren Miene vereiste in einem Blick der Empörung, in dem ganz deutlich der Vorwurf „schlechte Erziehung" zu lesen war. Klein-Thilde hörte ihre Stimme, die jetzt mit einem Male sehr spitz klang: „Na, du wirst einen schönen Schnupfen bekommen!"

Aber in der Kleinen stieg eine große, warme Freude auf, und sie spürte, wie wunderbar es doch war, daß die Mutter sie verstand. Die hatte sofort alles gewußt, was sie dachte und wovor sie sich fürchtete. Sie hatte ihr geholfen gegen die andern, die beiden alten Fräulein und die Tante, die jetzt alle drei mit feindseligen Gesichtern vor ihr standen. Sie legte ihre kleine Hand in die der Mutter und trippelte an deren Seite nach Hause, im Gefühle einer so seligen Geborgenheit, daß sie nichts von Kälte empfand. Ein heiliges Vertrauen zu der Mutter wuchs in dieser Stunde in der Seele des Kindes empor. Ja, bei der Mutter fand man Zuflucht, konnte ihr alles klarmachen, was bedrückte. Sie würde immer Rat und Hilfe wissen und niemals etwas verlangen, was zu schwer fiel. Auch den angedrohten Schnupfen wußte die Mutter abzuwehren. Sie steckte daheim das Töchterchen, dessen Kleider und Schuhe unterwegs wirklich sehr naß geworden waren, sofort in das Bett und brachte eine Tasse heißen, süßen Fliedertee.

*

„Hör' mal, den Eigensinn hätte ich dem Kinde nun aber nicht durchgehen lassen," erklärte nachher die Tante der Mutter. „Thilde hatte sich höflich für den Mantel zu bedanken und ihn ohne den Versuch eines Widerspruchs auf dem Heimwege zu tragen."

„So?" kam die Antwort. „Brächtest du es vielleicht fertig, in einem Aufzuge, der dich vor den Augen aller dir Begegnenden lächerlich macht, durch die Straßen zu wandern? Ich glaube, auch du würdest dich lieber der Gefahr aussetzen, einen Schnupfen zu bekommen. Erinnerst du dich nicht mehr, wie wir als Kinder darunter gelitten haben, daß wir zum Schutze der Ohren im Winter Kappen aufsetzen mußten, wie kein Mädel in unserer Schule sie trug? Wenn ich die spöttischen Blicke meiner Kameradinnen auf mich gerichtet sah, habe ich etwas von dem empfunden, was man in der heutigen Erziehersprache „Minderwertigkeitsgefühle" nennt. Auch erwachsene Leute haben eine gewaltige Scheu davor, sich lächerlich zu machen. Eine gute Sache durchzufechten, um derentwillen man immer wieder den Spott seiner Mitmenschen aushalten muß, erfordert eine ständige, schon fast heroische Selbstüberwindung. Aber von einem Kinde, dessen Gemüt viel empfindsamer ist als das der Großen, verlangt man ganz selbstverständlich, daß es sich's gefallen läßt, ohne jeden wichtigen Grund Hänseleien zu ertragen."

*

Und dennoch hat Thilde bald darauf gelernt, mutig Spott auf sich zu nehmen. Sie befand sich mit einer Anzahl Klassenkameradinnen auf einem Spielplatz, und ihre Mutter saß auf einer Bank in der Nähe, um dem Treiben der Kinder zuzuschauen. Plötzlich glitt eine Mitschülerin an einer nassen, rutschigen Stelle aus und stürzte so, daß ihr Gesicht über und über mit Schlamm bespritzt wurde. Das Mädel war in der Klasse unbeliebt, und die Schadenfreude über sein Mißgeschick flackerte lustig in den Gefährtinnen empor. „O und ich habe mein Taschentuch vergessen," rief die Kleine verzweifelt. „Gebt mir doch eins!" Aber die andern standen lachend um sie herum, in schweigender Uebereinkunft, ihr nicht zu helfen. Eins der Mädel hatte einen kleinen Spiegel bei sich, hielt ihr den vor und rief: "Da, schau her, so siehst du aus!" Alle brüllten vor Vergnügen. „Aber ich kann doch nicht so durch die Straßen gehen," schluchzte das verspottete Kind, „gebt mir bitte, bitte, ein Taschen-

Leni ist nicht sehr beliebt in der Klasse. Man versucht immer sie lächerlich zu machen. Hier zeigt ihr Ursel ein Spiel, das Leni nicht kennt und wobei sie sich schwarz macht, da unter ihrem Teller Ruß geschmiert ist . . .



Leni bittet um ein Taschentuch. Aber die andern lachen nur. Sybille aber überlegt. Soll sie sich die Feindschaft der Klasse zuziehen und Leni helfen?



Aufnahmen Scherz-Wauer

tuch!" Die herunterkollernden Tränen verschmierten das Gesicht immer mehr. Da plötzlich hörte Thilde die Mutter, die inzwischen herangekommen war, neben sich sagen: „Gib du ihr dein Taschentuch!" Thilde erschrak. Man würde sich morgen in der Klasse mit allerlei kleinen Bosheiten an ihr rächen, wenn sie jetzt den Spaß verdürbe. Aber das „du" in der Aufforderung der Mutter hatte so betont geklungen, als wollte sie sagen: „Zeige du jetzt, daß du mutiger und hilfsbereiter bist als jede von den andern! Ich, deine Mutter, erwarte das von dir." Ja, sie spürte es heraus, darum trat sie tapfer in die Mitte des Ringes vor, der sich um die weinende Mitschülerin gebildet hatte, und reichte ihr das Taschentuch. Die Mutter aber zog aus ihrer eigenen Handtasche ein schönes, blankes Spiegelchen und ließ die Kleine so lange hineinschauen, bis sie ihr Gesicht überall ganz sauber geputzt hatte. Verlegen schlichen die andern Mädchen davon.

Thilde aber ging wieder ganz glücklich an der Hand der Mutter nach Hause. Sie hatte deren Lehre begriffen: „Wenn es um etwas Unwichtiges geht, wie um den garstigen, alten Mantel damals, brauche ich mich nicht auslachen zu lassen. Aber sobald es darauf ankommt, jemandem in der Not zu helfen, darf ich mich vor keinem Spott fürchten."

Schulen und Schüler im Ausland

Von Martin Geier

Es ist kurz vor ½9 Uhr. Schüler und Schülerinnen kommen durch das Schultor. Ein buntes Bild, so ganz verschieden von dem, was wir von Deutschland her gewöhnt sind. Der Abeschütze neben dem Oberprimaner, die Russin neben der Deutschen, der Bulgare neben dem Spanier.

Wie so viele der Jüngeren wird auch der kleine Nino von der Mutter gebracht, nach Landessitte trägt natürlich die Mama Schulranzen und Frühstückstasche! Der Tertianer, der jetzt erscheint, Grieche, dunkelgelockt, trägt südländisch stolz den eleganten Tellerhut schief auf dem Ohr, er fühlt sich schon als signorino! Und gelassen und kalt kommt die deutsche Primanerin einher, schon daran gewöhnt, daß temperamentvolle schwarze Augen ihrem Blondhaar nachblicken!

Ein großes Personenauto hält. Eine Meute von mehr als 30 kleinen Kerlchen quillt aus ihm heraus, froh, daß die z. T. einstündige Fahrt vorbei ist. Ganz um die Millionenstadt herum ist das Schulauto schon gefahren, um alle die Kinder zu holen, die des weiten Weges wegen nicht allein kommen oder nicht gebracht werden können.

Und nun sitzen sie alle in ihrem Unterricht. Der kleine Nino quält sich mit der schweren deutschen Sprache herum, glücklich allerdings, daß er nachher in der italienischen Stunde sich in seinem Elemente fühlt, wo nun wieder die rein deutschen Kinder ihre Not haben werden. Wie gut haben es da die Sechsjährigen in der deutschen Heimat, die nicht gleich vom ersten Schultage an zwei Sprachen verstehen, sprechen und schreiben lernen müssen! Und doch haben gerade die Kleinen so viel Freude und Auffassungsgabe für die Sprachen, daß man erstaunt sein muß. Es ist wirklich amüsant, in der Pause zu sehen, wenn der kleine Russe mit seinen zwei italienischen und deutschen Brocken mit dem neuzugekommenen Dänen spielt, der außer seiner Muttersprache gerade noch ein wenig Französisch spricht! Kinder verstehen sich schnell!

In der Sexta ist Heimatkunde-Unterricht. Heimat? Die meisten Kinder sind in Italien geboren, und selbst die deutschen Schüler kennen zumeist ihre eigentliche Heimat, Deutschland, noch nicht. So wird ihnen Italien allmählich nicht nur das Gastland, das sie für eine gewisse Zeit ihres Lebens beherbergt, es wird ihnen zur zweiten Heimat, und der Lehrer wird gut tun, dies zu erkennen und unterrichtlich entsprechend zu verwerten.

Er wird bei den Tertianern im Naturkunde-Unterricht den Weinstock, die Mais- und Reispflanze, die vor den Toren der Stadt angebaut werden, als bekannt voraussetzen können. Den Maulbeerbaum und die Seidenraupenzucht, die Oelplantage, den Vogelfang, die Kinder kennen sie aus eigener Erfahrung; aber ungläubig und manchmal verständnislos hören sie zu, wenn ihnen der Lehrer vom Wunder der deutschen Landschaft, von Buchentriften und Tannenwäldern, der Märkischen Heide, dem Reh und dem Eichkätzchen erzählt und ihnen die Sehnsucht nach Deutschland wecken will. Wie glücklich die unter den Kindern, denen einmal in den Ferien solche Worte zur Wirklichkeit werden! Dankbar sind sie den Eltern, die ihnen die Reise ermöglichen, dankbar der HJ.-Führung, die im letzten Jahre und hoffentlich recht oft wieder so manch einem durch Deutschlandlager und Deutschlandfahrt ein gut Stück Heimat zeigen konnte.

Untersekunda hat Geschichtsstunde. Die deutsche Geschichte steht natürlich im Vordergrund, aber immer, wenn möglich, mit ihrer vielseitigen Verkettung mit der des Gastlandes. Es wird auf historischem Boden die Zeit eines Konstantin oder Barbarossa viel lebendiger, und naheliegend und leicht zu ziehen sind die Parallelen im nationalen Aufstreben der beiden Länder, von Bismarck zum Nationalsozialismus, von Cavour zum Duce!

Die Prima schließlich brütet gerade über mathematischen Aufgaben; es könnte genau so gut eine Prima im Inlande sein, denn draußen ist nun einmal das Integrieren so leicht und so schwer wie im Inlande, und in der Abiturientenprüfung — der Juni steht ja dicht vor der Tür — wird's bei einigen 30 Grad im Schatten auch nicht leichter sein!

Es ist Mittagszeit, kurz nur die Pause bis zum Nachmittagsunterricht. Wer nahe wohnt, geht zum Essen nach Hause, die andern aber sitzen in der Schule an langen Tischen beim Mittagbrot. Ein Hallo ist das heute: der „Neue" aus Deutschland bemüht sich auch gar zu komisch, die bandwurmlangen Spaghetti vom Teller weg in die hungrige Schleuse zu bringen; was kriegen da Schlips und Kragen für prachtvolle Tomatentunkenspritzer ab! Gestern war es für ihn leichter; da sah er nicht ein, weshalb die kleine Micaela bei der herrlichen Erbssuppe mit Speck sich so anstellen konnte! Ihre italienische Mama kocht natürlich eine derart fürchterliche germanische Eintopfzusammenstellung nicht; wenn nicht der Lehrer dieses garstige Zeug mit solchem Appetit gegessen hätte, nie und nimmer hätte sie es heruntergewürgt!

Nachmittagsunterricht: Die Mädchen haben Singen und Handarbeit, die Knaben in einer großen Turnklasse von Quarta bis Oberprima sind draußen auf dem Rasenplatz, und es gilt, zum Sommersportfest (am Tage der Reichsjugendwettkämpfe) zu trainieren. Auf der Mauer Italiens Jugend als Zuschauer: ihre Neugier ist wirklich berechtigt, etwas so Merkwürdiges wie das Schlagballschlagen der Deutschen oder gar den komischen Schleuderballwurf gibt es in Italien nur einmal zu sehen. Erst wenn das landesübliche Fußballspiel zum Abschluß anfängt, dann lacht ihr Herz, wenn sie auch mit den Leistungen der Deutschen nicht zufrieden sind. Fußball ist eben italienische Domäne, meinen sie, und ihr Abgott, der berühmte Mittelstürmer Meazza, schießt bessere Tore!

Ferien!

Aufnahmen: Agfa-Archiv und Baumeister





Mit dem Deutschen Gruß geht es um 4 Uhr heim und an die Schularbeiten. Genug ist schon zu tun, denn wie soll auch trotz der langen heißen Sommermonate, wo man doch nichts schaffen kann, das Ziel der Klasse erreicht werden?

Die ausländischen Schüler sind nun bis zum nächsten Morgen dem deutschen Einfluß entzogen; doch tragen sie für gewöhnlich eine solche Schulfreudigkeit gegenüber der deutschen Schule in sich, daß es dort nur noch der geschickten und taktvollen Lehrerhand bedarf, um in ihre Herzen für ihr Leben lang Hochachtung, wenn nicht Freundschaft allem Deutschen gegenüber einzupflanzen. Aber auch die deutschen Kinder sind ausgesprochen schulfreudig. Für sie, die in der im allgemeinen deutsch gehaltenen Familie wie auf einer kleinen Insel inmitten von Fremdländischem groß werden, bedeutet unsere deutsche Auslandsschule ein Stück Heimat, an der sie hängen und die sie zu dem machen hilft, was von einem Auslandsdeutschen verlangt wird, ein würdiger, im Deutschtum fest verankerter Vertreter seines Landes zu werden; denn schon der Sextaner weiß es und bekommt es von Eltern, Schule und HJ. tagtäglich eingehämmert, daß jeder Makel, der an ihm hängt, in den Augen des Ausländers ein Makel am Deutschen schlechthin ist. Und er weiß auch, daß alles Positive und Gute, das er draußen als Deutscher zeigt und schafft, ein Samenkorn ist in der Seele des Ausländers, das vielleicht später einmal zum Besten seines Vaterlandes tausendfach Früchte tragen kann.

Kinder und Theaterspiel

Von Adalbert Kolnau

Wer die Kinder kennt, der weiß, daß sie auch ohne Zuschauer Theater spielen, lediglich aus der angeborenen und anererbten Lust heraus, einmal eine andere Person darzustellen, etwas anderes zu sein, sich in ein anderes Wesen oder auch in ein Tier zu verwandeln. „Ich bin ein Wauwau!“ sagt schon der Zweijährige, kriecht dazu auf allen Vieren im Zimmer herum und beißt dem Opa ins Bein. Und die Sechs- und Achtjährigen spielen dann „Vater, Mutter und Kind“, „Doktors“ oder „Schullehrers“ oder „Kaufmanns“ und was sonst noch.

Es könnte dieses alles als ein Beweis des sogenannten „Biogenetischen Gesetzes“ gelten, des Gesetzes, nach welchem der Mensch erst in seiner körperlichen, dann auch in seiner geistigen Entwicklung stufenweise den Lebenslauf der Menschheitsgeschichte nochmals durchlebe. So lebt auch das Kind zeitweise auf der Stufe primitiver Völker, in denen der Zauberglaube der Verwandlung etwas Allgemeines war. Der „Werwolf“, der Mannwolf, der tagsüber als Mann, nachts aber als Wolf lebte, der „Bärenhäuter“, der die Haut wechseln kann, wie der Wolf im Schafskleide, dies alles waren wahre Erlebnisse dieser Menschen. Auch das Kind zweifelt auf einer gewissen Stufe nicht am Bären im Märchen, der ein verzauberter Prinz ist. Und so kann es sich eben auch verwandeln und ist ein Löwe oder ein Vogel, der fliegen kann, oder eine Mama, die ihr Kind, ihre Puppe, pflegt und erzieht. Auch die afrikanischen und australischen Neger spielen, wie unsere Kinder, Theater, sie machen sich Tiermasken und spielen in ihren Tänzen „Krieg“ oder „Brautwerbung“. Der „Schuhplattler“ ist vielleicht ein Rest dieser sicher auch in unserem Volke der Frühzeit vorkommenden Spiele.

Kurzum, das Verwandeln, das Einleben in eine andere Person, liegt dem Kinde im Blute. Alle Kinder sind geborene Schauspieler. Ein Lehrer kann seinen Schülern keine größere Freude bereiten, als ein kleines Theaterstück oder auch nur einige Szenen mit ihnen einzuüben. Die Lust und Freude, die er ihnen dadurch bereitet, sind für seine Mühe und Arbeit, die er dafür aufwendet, sein schönster Dank.

Für den Anfang eignen sich am besten Szenen aus dem Leben der Kinder. So tritt z. B. ein Gemüsemann auf mit seinem Handwagen voll Kartoffeln, Möhren, Apfelsinen usw. Er klingelt und ruft seine Kunden herbei. Dann kommt eine Köchin, eine sorgenvolle Mutter und ein Kind. Sie kaufen und erzählen dabei ihre Tageserlebnisse. Oder ein Blumengeschäft ist aufgebaut; eine ist die Inhaberin, die anderen die Käufer. Oder zwei kleine Zankteufelchen streiten sich bei den Schularbeiten um den Platz am Tische. Später lassen sich dann größere Märchenspiele u. a. aufführen.

Wer spielt nun mit? — Alle drängen sich herzu und wollen mit dabei sein, jede traut sich die schwierigste Rolle zu. Da wird es dem Lehrer schwer, möglichst viel von der kleinen Schar zu beschäftigen. Aber 20 werden sicher gebraucht, auch wenn die Szenen nur 4—5 Rollen haben sollten. Jede Rolle wird zunächst doppelt besetzt, es wird eine Gruppe A und eine Gruppe B gebildet. So ist immer Ersatz da, wenn eine fehlen sollte, und die eine Schauspielerin lernt dabei von der anderen. Die Kinder sind untereinander nämlich böse Kritiker! „Die macht es viel besser als du!“ — „Herr Lehrer, die leiert es bloß her.“ — „Wie die sich nur ungeschickt anstellt.“ Das sind die Urteile der Kinder bei den Proben.

Neben den eigentlichen Spielern brauchen wir aber noch eine ganze Anzahl Hilfspersonen, die sich alle auch stolz zu den Mitspielern rechnen. Da werden zunächst zwei Friseusen gebraucht, die mit Spiegel, Kamm und Puder die Spielerinnen herzurichten haben, weiter drei bis vier, die die Requisiten auf- und abzuräumen haben, also Stühle und Tische, den Kaufmannsladen oder die Blumenstöcke. Denn alles muß genau klappen. Die späteren Zuschauer, selbst wieder Kinder, achten auf so etwas sehr scharf und werden leicht ungeduldig.

Ueberhaupt werden die Nebensächlichkeiten zur großen Hauptsache. Daß auch richtiger Kaffee getrunken wird und ein richtiger Kuchen auf dem Tische steht, daß der, der den Papa spielt, auch eine wirkliche Taschenuhr hat und einen Spazierstock, das alles ist sehr wesentlich. Und die „Kostüme“! Am liebsten gehen die Spielerinnen gleich von der ersten Leseprobe ab im „Kostüm“, in langen Kleidern oder in Hosen. Ist gar ein kleiner lebendiger Hund oder ein Kätzchen mit im Spiele oder wird ein kleines Kind von drei Jahren mit hereingeführt, dann ist das Entzücken groß.

Das Lernen der Rollen fällt den Kindern so leicht, daß bald jede nicht nur ihre eigene Rolle, sondern auch die der anderen aus dem Kopfe kann, ja fast die ganze Klasse lernt die Szene mit. Je näher nun der Tag rückt, an dem das Stück aufgeführt werden soll, desto größer wird die Spannung und Aufregung unter der kleinen Schar. Man merkt das auch daheim, denn die Mutti muß helfen, den rechten Anzug herzurichten, ein Paar Hosen vom Vater werden zurecht gemacht, die blaue Schürze und die Ballonmütze passend gemacht und vielleicht gar ein kleiner Kuchen für die Lieblinge gebacken. Denn hierbei gehen Schule und Elternhaus, ohne groß davon zu reden, wirklich Hand in Hand.

Und welche Freude haben auch die Erwachsenen an diesem kindlichen Spiele, man kann es an jedem Elternabend sehen. Aber sie spielen auch großartig! Lampenfieber gibt es nicht, höchstens bei den Größeren. Und wie sich die Kleinen in ihre Rolle einleben, wie sie das Gebahren der Großen unbewußt abgelauscht haben und köstlich nachahmen! Kein

Das ewig schöne Spiel von Hänsel und Gretel und der bösen Hexe und ...

Aufnahmen: Atlantic-Photo



den schönen Englein, die den Schlaf der Kinder bewachen. Es ist ein Stück edelsten Volksgutes, das auch nach Tausend Jahren noch die Kinderherzen bannen wird.

Berufsschauspieler könnte es oft besser fertigbringen. Stolz sind sie dann über den Beifall, der gespendet wird, und am liebsten gehen sie in ihrem „Kostüm" nach Hause.

„Ist es nicht aber eine Zeitverschwendung dieses Theaterspiel?" wird sich vielleicht bei alledem ein Vater ernsthaft fragen. „Haben wir die kostbare Schulzeit nicht für wichtigere Dinge nötig als für solche Theaterspielerei?" — Darauf sei zur Beruhigung erwidert: Ein Lehrer weiß recht wohl, was ein Kind im Leben an Kenntnissen und Fertigkeiten notwendig hat, und er wird auch nicht versäumen, dies alles den Kindern beizubringen. Der moderne Pädagog weiß aber auch, daß man in der alten Schule eine Unmenge Wissensstoff erlernte, der im Leben niemals gebraucht wurde, und daß das rein Erlernte weit weniger wertvoll ist als alles *Erlebte*. Unser großer Psycholog, Ludwig Klages, würde etwa sagen: „Das logozentrische Prinzip hat hinter das biozentrische Prinzip unbedingt zurückzutreten. Nicht der erfassende und festsetzende Geist, sondern die erlebende *Seele* muß das Wichtigere sein!" Volkstümlicher ausgedrückt würde das heißen: Zu jedem Lehrstoff und zu jeder Charaktererziehung seiner Schüler wird der gute Pädagoge ein kindliches Erleben, ein Spiel, ein Bei-spiel heranzubringen suchen. Und nichts anderes als solche Beispiele sind ja jene kleinen Theaterstücke für die Kinder; ein nachhaltiges Erleben, woran sie sich bilden.

Mutter ruft...

Von Henrich Hansen, Bayreuth

Hans Kröger richtete sich im Bett auf und erzählte: „Ich habe, als mein Bruder und ich noch die alte Dorfschule bei Lehrer Andresen besuchten, sehr oft unter den Dorfjungen „den dummen August" machen müssen. Wie das kam? Nun, wie es leicht geschieht, wenn man so arm ist, daß es nicht einmal in jedem Jahr für ein paar Hosen reicht, und wenn man ein wenig zum Einzelgänger neigt, weil ein verkümmertes Rückgrat den Kopf fast halslos zwischen die beiden hohen Schultern treibt. Mein rotes Haar und die Hasenscharte taten das übrige. So stand ich denn oft an schönen Sommerabenden, während meine Altersgenossen lustig um die alte Linde tollten, hinter den alten Stachelbeerbüschen in unserem dürftigen Garten verborgen und weinte heiße Tränen deshalb, weil ich das alles nicht mitmachen konnte; bis dann plötzlich still und beruhigend Mutters Stimme zu mir drang: „Komm hinein, mein Junge! Abendbrot essen!"

Ja, Mutter rief dann. Ihr, die ihr gesund und frisch ward, werdet es auch heute noch nicht so recht verstehen, was diese Mutterstimme damals für mich bedeutete. Die Mutter rief mich auch dann mit derselben stillen Stimme, wenn der Spott der Jungen — über mich — von der Straße zu ihr herdrang bis in die kleine Küche, die zugleich auch unsere Schlaf- und Wohnstätte sein mußte. Wenn ich dann hineinkam, strich sie mir mit ihrer festen Hand über mein struppiges Haar und sagte wohl: „Ich mag nicht Hansi, daß du mit den Rüpeln spielst!" Gibt es wohl eine wunderbarere Art, einem Kinde das Weh zu nehmen, als durch solche Worte: „Ich mag es nicht, daß . . . . .?"

Einmal, es war um die Herbstzeit, als die Kastanien voll schwerer Reife von den Bäumen fielen, bombardierten mich ein paar Jungen, denen ich nicht freiwillig meinen gesammelten Schatz ausliefern wollte, mit den harten Früchten. Ich blutete an der rechten Kopfseite und muß wohl recht erbärmlich geschrieen haben. Da erschien die Mutter. Sie rief mich nicht, sondern war mit ein paar raschen Schritten neben einem der Uebeltäter. Mit festem Griff zwang sie den Buben in die Küche. Ich trabte hinterher. Und nun kam etwas, das uns beiden Jungen unvergeßlich sein wird. Sie öffnete den kleinen Schrank über dem Herd, nahm ein sauberes Tuch hervor, goß aus der großen Flasche mit dem heilenden Arnikasud ein paar Tropfen in die halbgefüllte Wasserschale und drückte dem Jungen das Tuch in die Hand. Ich weiß nicht, was den Buben zwang; sorgsam, ja, fast zart begann der Wildling mir den blutenden Kopf zu kühlen, während ihm die großen Tränen übers Gesicht rannen. Und plötzlich geschah es, daß der Junge laut aufheulte, seinen Mund auf die rauhe Hand meiner Mutter drückte und nach draußen eilte.

Als ich nun erwachsen war — und das Glück hatte, meine eigene kleine gutgehende Schneiderei zu besitzen, hat die Mutter mich noch manches Mal gerufen. Ich will dir nur eine kleine Episode berichten. Ich hatte meine Herbstrechnungen einkassiert, ein gutes Stück Geld in der Tasche und saß in der Schenke beim Bier. Es stieg mir zu Kopfe. Ich wurde laut, renommierte, schrie —, kurz, ich benahm mich lächerlich wie einst. Da ging die Tür auf. Das weiße Haar meiner Mutter leuchtete. „Hans, Kundschaft ist da!" Dann war sie hinaus. Ich zahlte, ging — und schämte mich. Hans Kröger keuchte und seine Brust hob sich schwer. „Nun ist sie lange tot, — und ich liege hier und kann die kranke Brust voll Schmerz nicht berühren. Ich wollte noch leben, habe getobt, geweint. Kurz, ich habe mich wieder wie der „Dumme August" auch dem Tode gegenüber benommen. Aber nun heute Nacht rief die Mutter. Ich habe es deutlich gehört: „Hans, dein Herrgott braucht dich!" Nun werde ich gehen. Nur Lebewohl wollte ich dir noch sagen."

*

Ich habe Hans Kröger nicht wiedergesehen. Er war dem Ruf der Mutter — wie einst von der Dorfstraße — nun in ein unbekanntes Land gefolgt.

Das deutsche Volksmärchen ist in Gefahr!

Vor kurzem fühlte sich — so berichtet der Pressedienst des Hauptamtes für Erzieher NSLB. in Bayreuth — der Schriftsteller Heinz Scharpf im „Hamburger Fremdenblatt" bemüßigt, den Sagenschatz unserer herrlichen deutschen Volksmärchen „aufzufrischen". Er war wohl der Meinung, daß die Märchen, die schon Millionen von deutschen Kinderherzen entzückt haben, nicht mehr in die Gegenwart passen, daß sie ihres wundersamen Zaubers entkleidet und einer Sachlichkeit angepaßt werden müßten, wie eben dieser „Schriftsteller" die Sachlichkeit versteht. Wie dieser sonderbare Herr das auffaßt, davon eine Probe des von ihm neu aufgemachten „Rotkäppchens":

„Rotkäppchen ließ sich von seinem kleinen Freund ein Stück durch den Wald begleiten und trippelte dann allein auf das Haus zu, in dem seine Großmutter wohnte. Dabei trällerte es fröhlich vor sich hin: „Regentropfen, die an dein Fenster klopfen..." Als es zur Villa kam und sich darin nichts rührte, dachte es: „Na, Oma wird wahrscheinlich bei einem Fünfuhrtee sein, die kann ja nicht genug tanzen." Beherzt trat es hierauf ein und sah im Bett jemand liegen. „Lassen Sie sich nicht stören", wollte es sich diskret zurückziehen, aber der verkleidete Wolf winkte ihm, näher zu treten. „Guten Abend, Rotkäppchen", lispelte er, „erkennst du denn deine Großmutter nicht mehr?" „Quatsch", sagte Rotkäppchen, „meine Oma würde eher sterben, als sich so eine greuliche Nachthaube auf den ondulierten Kopf zu setzen. Auch hat sie keine Falten im Gesicht und schon gar nicht Haare um die Schnauze. Und so zeitig geht sie überhaupt nicht zu Bett. Nee, Herr Wolf, mir frißt keener so rasch!" Schlug die Tür hinter sich zu, lief nach dem Telefon und verständigte das Ueberfallkommando."

Ob das ein unangebrachter Witz ist? Leider nein, denn diese Abgeschmacktheit stammt nicht etwa aus den tieftraurigen Zeiten deutschen Kulturniederganges vor 1933, sondern aus dem Jahre 1936! Genau so hohl, so inhaltlos und zugleich so arrogant, wie jahrelang seelenlose Intellektuelle sich am deutschen Kulturgut vergehen durften, bis die starke Hand unseres Staates hier Einhalt gebot, wagt es hier ein Mann auch heute noch, uns in *seinem* „Rotkäppchen" den verkrampften Typ eine blassierten Kindes darzustellen, das nichts von frommer Scheu, nichts von zartem Schauer weiß, das dann, wenn ein gesundes Kind zutiefst erschüttert an den Lippen der erzählenden Mutter hängt, nichts anderes weiß, als einen Schlager zu trällern oder — das Ueberfallkommando zu Hilfe zu rufen. Selbstverständlich hat die deutsche Erzieherschaft diesen frevelhaften Einbruch in das Zauberreich völkischer Märchenwelt sofort mit Nachdruck zurückgewiesen, denn sie ist verantwortlich dafür, daß uns kein Stück von diesem Kulturgut verloren geht, um das uns mit Recht eine ganze Welt beneidet. Und es wird wohl keine Mutter geben, die nicht erschreckt und empört vernimmt, daß auch dieses teure Vermächtnis unserer Vorfahren verunreinigt und verunglimpft wurde. Darum, Deutsche Mutter, hüte auch du das Deutsche Volksmärchen, sei dir bewußt, daß dir damit ein heiliges Stück bester Ueberlieferung übergeben worden ist. Hüte es, denn damit zugleich behütest du die Seele deines Kindes!

MC.

Was können unsere Kinder werden?

Der Bildberichterstatter

Es gibt „nüchterne“ und es gibt „romantische“ Berufe: solche, in denen man z. B. acht Stunden lang und Tag für Tag „nur“ Zahlen untereinander zu schreiben hat (die Rechnung muß dann allerdings nachher stimmen!) oder in denen z. B. jahraus, jahrein „nur ein paar Handgriffe“ an einer Maschine zu tun sind (freilich hängt vielleicht von der Zuverlässigkeit dieser paar Handgriffe die Güte der fertigen Ware oder gar das Leben der Arbeitskameraden ab!) . . . und eben Berufe, in denen jeder Tag eine neue Aufregung, eine neue Aufgabe, neue Eindrücke und Forderungen bringt. Der Beruf des Bildberichterstatters ist z. B. ohne Zweifel so ein aufregender Beruf. Irgendwo über einem entlegenen Winkel Deutschlands ist ein Flugzeug abgestürzt — am nächsten Tage bringen die Zeitungen Fotos von der Unglücksstätte; an tausend Orten gleichzeitig wird ein nationales Fest gefeiert — die Wochenblätter sind voll von Bildberichten; ein Mütterchen feiert ihren hundertsten Geburtstag — ihr wohlgelungenes Konterfei erscheint in den „Illustrierten“. Aus dem Kohlenbergwerk und aus dem U-Boot, aus der Lebkuchenfabrik und aus der Markthalle, von der Pechgewinnung und von der Erzeugung feinster wissenschaftlichen Instrumente, aus der vornehmen Hotelhalle und aus den Büros sehen wir Bilder um Bilder in den Zeitschriften. Das bedeutet immer wenigstens einen, meistens aber mehrere Bildberichterstatter, die mit ihrer Kamera da waren, die eilig das Sehenswerteste auffingen und uns damit oft über viele hundert und tausend Kilometer weg zu Augenzeugen machten. Wahrhaftig, ein Beruf, wie ihn sich ein abenteuerlustiger Junge nur wünschen kann: überall dabei sein, alles sehen dürfen, allen Absperrungen, Verbotstafeln, Warnungen, Hindernissen Trotz bieten und lachend über jeden Zaun springen!

Ich habe mich heute mit einem jungen Bildberichterstatter über seinen Beruf unterhalten. Absichtlich mit einem jungen, der noch am Anfang steht, der noch nicht müde und der dafür noch ein bißchen begeistert ist. Und da habe ich als allererstes gelernt, daß hinter diesem fröhlichen Hansdampf-in-allen-Gassen viel harte, zähe Pflichterfüllung, sehr viel gut handwerkliches Können und eine gehörige Portion verantwortungsbewußte Selbstbeherrschung stecken muß, wenn er sein immer wechselndes „Angriffsobjekt“ überhaupt erreichen, wenn er es richtig erfassen und in einem guten Bild der Oeffentlichkeit überliefern will. Der Bildberichterstatter muß als Fotograf in allen Sätteln gerecht sein: denn er kann sichs nicht aussuchen, ob er heute ein Einzelbildnis und morgen die Aufnahme einer Massenversammlung machen möchte, vielleicht muß er zwischendurch eine alte Urkunde, einen Straßenwinkel, eine Landschaft, eine Straßenszene oder einen Industriebetrieb fotografieren. Vielleicht versagt das Blitzlicht im entscheidenden Augenblick ... auch dann muß er sich zu helfen wissen. Denn etwa ohne Foto abzuziehen, kommt gar nicht in Frage! Aber noch mehr: der Bildberichterstatter, der für eine bestimmte Zeitschrift arbeitet, muß sich schon während der Aufnahme klar sein, wie das Foto in eben dieser Zeitschrift, auf eben diesem Papier, in der Wiedergabe eines bestimmten Druckverfahrens aussehen soll, aussehen kann ... das heißt also: er muß die Herstellungstechniken kennen, auch die, auf die er keinen unmittelbaren Einfluß mehr hat, weil sie in der Aetzerei und in der Druckerei vor sich gehen. Es ist zuerst überraschend zu hören, aber dann doch verständlich, daß viele Berichterstatter noch alte, eigentlich längst unmoderne Apparate benutzen, an denen sie aber treu festhalten: weil sie mit diesen Apparaten sozusagen im Schlafe arbeiten können.

Was verlangt man sonst vom Bildberichterstatter? Eiserne Nerven, eine zähe Gesundheit überhaupt; Schnelligkeit der Auffassung; allem zuvor einen ebenso mutigen und energischen wie doch auch gleichzeitig einen verantwortungsbewußten und





was die andere Schriftleitung braucht, mit welchen Augen die Leser eines Blattes seine Bilder sich anschauen werden. Hier und anderswo warten schwere, bittere Enttäuschungen auf jeden noch Tüchtigen und noch so Begeisterten.

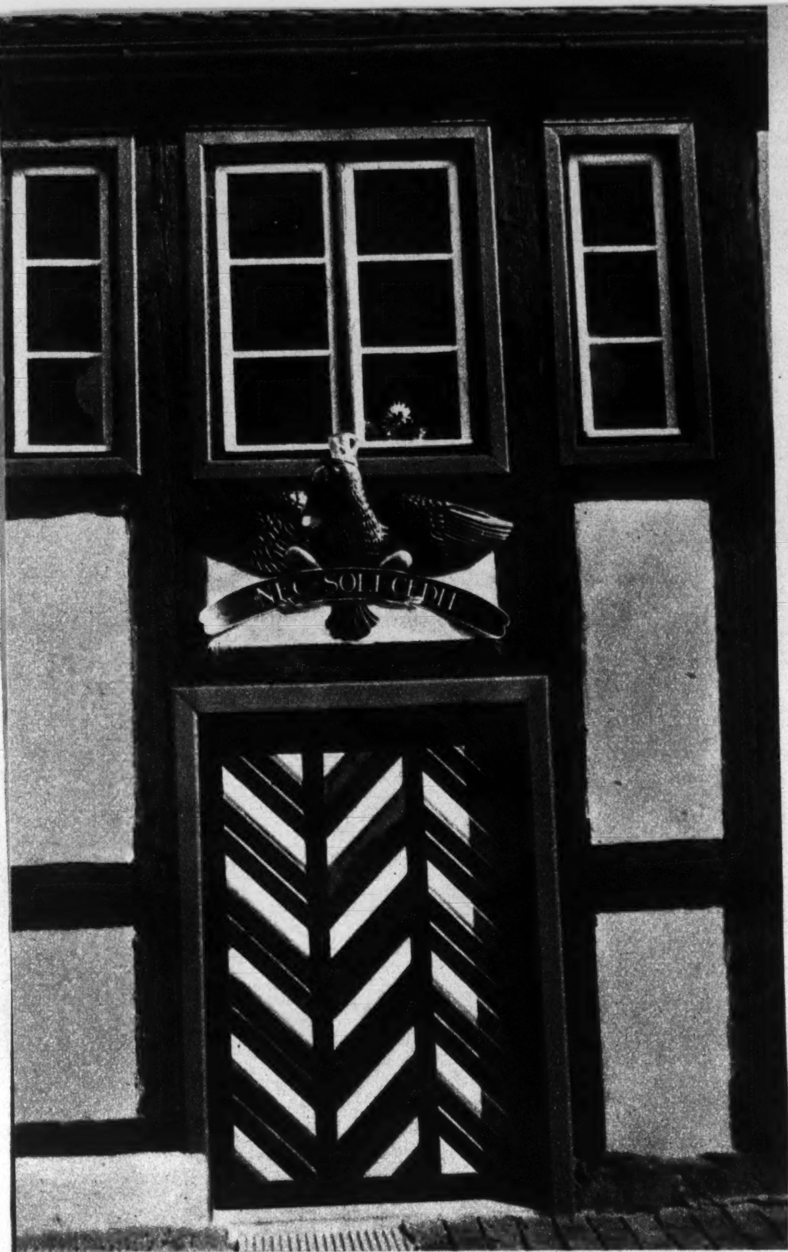
Zwei große Aufgabenkreise stehen heute offen: der Beruf des „aktuellen" Bildberichterstatters, der den großen und den kleinen Tagesereignissen nachgeht, und der Beruf des „Serienberichterstatters", der von einer bedeutsamen Veranstaltung, von einer Industrie, von Arbeit und Brauchtum einer Landschaft oder von anderen interessanten Dingen ganze Serien von Fotos macht. Journalisten im besten Sinne des Worts, will sagen Kinder der Gegenwart mit offenen Augen für die Fragen, Nöte und Freuden der Zeit müssen sie beide sein. Nur fordert die Arbeit des „Aktuellen" den fast hundertprozentigen Journalisten und verlangt das Höchstmaß an Schnelligkeit, an Härte, Zähigkeit und Wendigkeit. Der Serienfotograf muß nebenbei auch ein Stück Künstler sein (viele kommen vom Zeichnen und Malen her zu dieser Arbeit); er darf sich etwas mehr Zeit nehmen, aber er muß dafür die feinere Einfühlung in Menschen und Dinge erweisen. Wenn der eine von den beiden Berufsgenossen gewissermaßen nur die Höhepunkte der Ereignisse, nur das Einmalige, festzuhalten sucht, darf der andere liebevoll von allen Seiten her betrachten — in der Frage nach dem Was? und nach dem Wie? haben sie sich beide als ihrer hohen Verantwortung würdige Berichterstatter zu bewähren. Es ist ein schöner, aber ein unerhört harter Beruf, als Fotomann die Dokumente der Zeit zu sammeln, und es braucht dabei einen ganzen Kerl, der mit aller Liebe und mit aller Hingabe hinter seiner Leistung steht.

Hans Hajek.

einen liebenswürdigen Charakter. Es darf dem Bildberichterstatter nichts ausmachen, auf dem Motorrad stundenlang über elende Straßen durch Dreck und Regen zu fahren, mit klarem Kopf und ruhiger Ueberlegung seine Fotos zu knipsen und womöglich, nachdem er nochmals den gleichen Weg zurückgeschuckert ist, die halbe Nacht in der Dunkelkammer Bilder zu vergrößern. Er muß zu jeder Tageszeit und bei jedem Wetter bereit sein; aber er kann bei schönem Wetter ganz bestimmt nicht spazieren gehen, da hat er eben die meiste Arbeit. Er muß es riskieren können, bis auf die Haut naß zu werden und auch mal eine Stunde im Wasser zu stehen, wie er vielleicht am nächsten Tag in glühender Sonne auf einen Kundgebungszug und den großen Redner wartet. Er muß, wenn ihm vom Anblick eines schrecklichen Unfalls Herz und Knie beben, mit kühlem Kopf und zusammengerissenen Nerven trotzdem ein tadelloses Foto fertigbringen. Er muß bei den Vertretern der Behörden und vor einer hochgestellten Persönlichkeit ebensowohl den richtigen Ton treffen wie dem einfachsten Volksgenossen gegenüber in einem abgelegenen Dorfe; ohne fremdliches Verständnis der Sicherheitsorgane, der beteiligten Personen, der Umstehenden gelänge dem Berichterstatter kaum ein gutes Bild. Und damit der Aufgabenkreis des praktischen Menschenkenners voll werde: der Fotomann muß auch das rechte Gefühl dafür haben, was die eine und

Wie wird man Bildberichterstatter?

Eine fest vorgezeichnete Laufbahn gibt es heute noch nicht. Wer viel Lust und Liebe zum Fotografieren, vielleicht auch schon eine gewisse Uebung mitbringt, wird zunächst den Anschluß an eine Zeitung suchen, um als „Gehilfe" eines Bildberichterstatters erste Erfahrungen zu sammeln und um als „Schriftleiter in Ausbildung" beim RDP. (Reichsverband der Deutschen Presse) sich eintragen lassen zu können. Daß dabei die Voraussetzungen des Schriftleitergesetzes (arische Abstammung, politische Zuverlässigkeit) erfüllt sein müssen, ist selbstverständlich. Die Schriftleiter in Ausbildung werden dann zum Besuch der Reichspresseschule einberufen und hier neuerlich auf ihre Eignung für den Beruf gesichtet. Festangestellte Bildberichterstatter gibt es bei Zeitungsunternehmen, Behörden und Bildvertrieben verhältnismäßig wenige; die meisten sind freie Mitarbeiter an der Presse, mit allen Nöten und Härten dieses Lebens. Nur einzelne, deren Eigenart stark genug ist und deren Kräfte ausreichen, kommen zu bekannten oder gar berühmten Namen.



. . . . und dann gehts in den Arbeitsdienst

Von Frau Gerda Simons

5 Aufnahmen: Atlantic-Photo / 2 Aufnahmen: Hoffmann
1 Aufnahme: NSV.-Bildarchiv

Der Frauenarbeitsdienst ist eine noch junge Einrichtung: begeisterte Nationalsozialistinnen haben ihn geschaffen, um auch den Mädels Gelegenheit zu geben zum großen ehrenvollen Dienst an der Volksgemeinschaft. In weiteren Kreisen hat man noch keine klare Vorstellung davon, was in den weiblichen Arbeitsdienstlagern geschafft und wie dort gelebt wird. Deshalb machen sich viele Eltern Sorgen, wenn die Tochter zum Arbeitsdienst einberufen ist. Sehen wir uns also heute einmal so ein weibliches Arbeitslager an und beobachten wir das Leben dort in seinem Tageslauf!

Wir fahren heraus aus dem Häusermeer der Großstadt, vorbei an den Randsiedelungen, durchs flache Land. Links und rechts auf den Feldern steht Flachs: bald werden sich seine Blüten öffnen, die so blau sind wie der blaue Himmel, unter dem wir hineilen. Der Weg biegt von der Landstraße ab, wird holprig und sandig, gründlich durchgeschüttelt halten wir in einem abgelegenen Dorf. Hinter einer Scheune steht ein stattliches Bauernhaus im Fachwerkbau, das „Lager des Frauenarbeitsdienstes". Mit diesem Haus aber hat es eine besondere Bewandtnis. Es wurde einst vom Alten Fritz geschaffen als eine Schule für die Bauern des Rhinluchs: sie sollten dort das Buttern und Käsen regelrecht erlernen. Deshalb nannte man





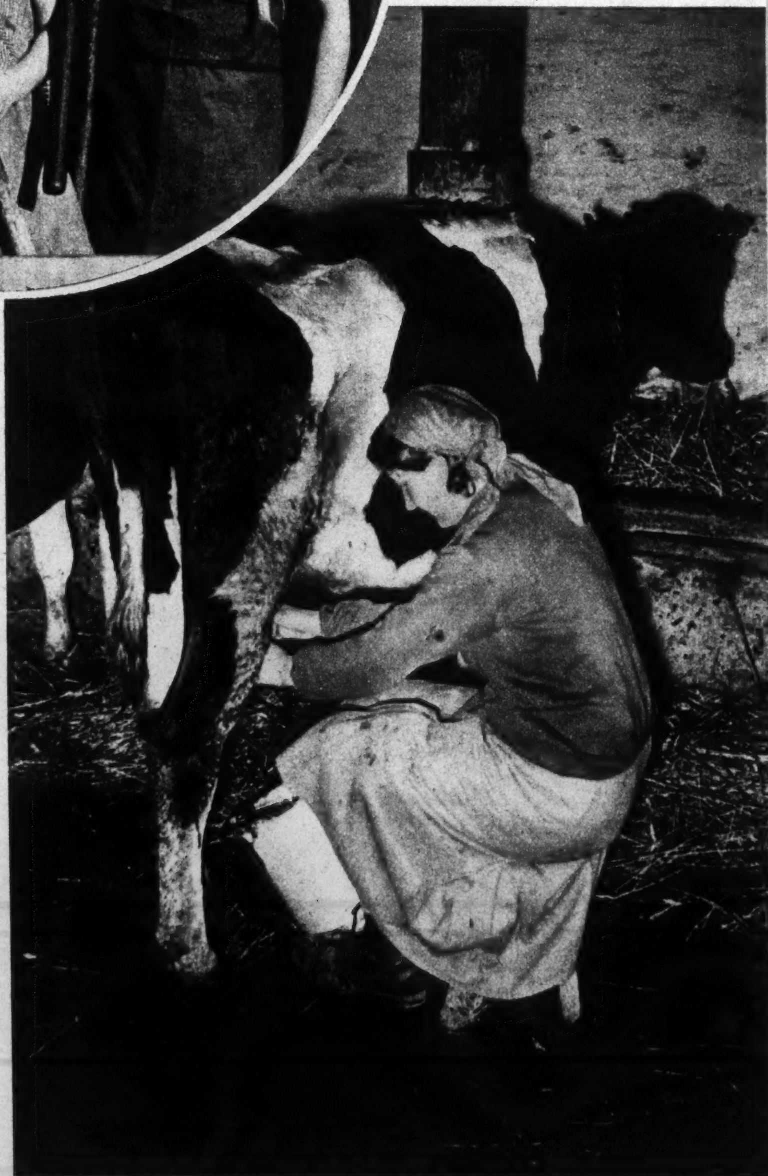
rischen Tun. So kommen Seele und Geist der jungen Mädchen im Arbeitsdienst nicht zu kurz. Und wenn die Lagerkameradinnen in diesem fröhlichen, vielseitigen Leben zu einer echten Lagergemeinschaft zusammenwachsen, so bilden sie damit für das Dorf oder für die Siedlung, der ihre Hilfsarbeit gilt, zugleich einen lebendigen Mittelpunkt für alles kulturelle Leben.

In diesem Rahmen spielt sich nun der eigentliche Dienst ab. Nach dem Frühstück gehen die Mädel zu „ihren" Bauern- oder Siedlerfamilien, um dort der Frau bei allen vorkommenden Arbeiten zu helfen. Kochen und Waschen, Viehfüttern und Melken lernen die Mädel im Arbeitsdienst, ob sie nun von der Nähmaschine kommen oder aus dem Fabriksaal, ob sie eben das Abitur gemacht oder sich wochenlang erwerbslos zu Hause herumgedrückt



dieses Haus die „Butterakademie". Noch wird in einem Raum, unter anderen historischen Denkwürdigkeiten der alte Butterhammer aufbewahrt, der damals in einem riesigen Faß die Knetarbeit verrichtete. Wir stehn also auf altehrwürdigem Boden.

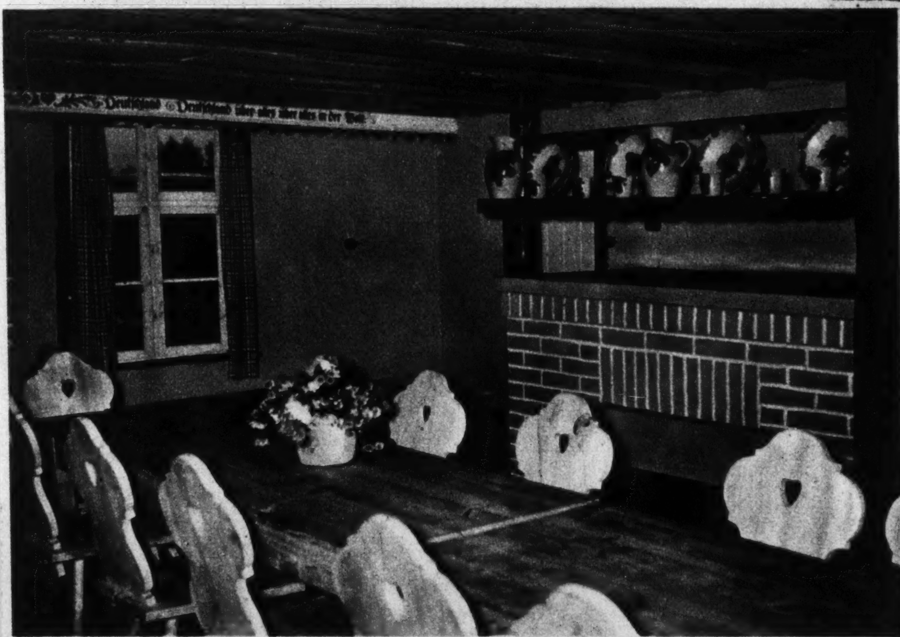
Der Wandspruch gegenüber dem Hauseingang hält die Erinnerung jederzeit lebendig; aber ein neuer, junger, fraulicher Geist durchweht das Haus. Er grüßt uns in den schöngemalten Sprüchen von der Wand des Tagesraumes, in den irdenen Tellern und Tassen, die uns die jungen Mädel im Dirndelkleid zur Erfrischung hinsetzten. Selbst aus den flatternden bunten Gardinen in den sonst spartanisch schlichten Schlafräumen weht er uns entgegen. Wir spüren: diese jungen Mädchen haben Freude an frohen leuchtenden Farben, an einfachen klaren Formen, und sie haben alle Tändeleien hinter sich gelassen. Da gibt es keine Väschen und Schleifchen, keine Deckchen und kleinen Kissen, keine Postkarten und Fotos an den Wänden. Am Abend, als die Mädel in selbstgefertigten bunten Nesselkleidern Volkslieder singen und Volkstänze tanzen, als sie aus ihrer Arbeit erzählen und von den Menschen, denen sie mit dieser Arbeit helfen, da rundet sich der starke Eindruck: die Lager des weiblichen Arbeitsdienstes sind Stätten neuer arteigener deutscher Lebensgestaltung. Laßt euch mal erzählen, wie sie im Arbeitslager Feste feiern, ihre eigenen Festtage und die Feiertage der ganzen Dorfgemeinde! — Und jeder Tag ist eingerahmt von Lied und Flaggenspruch; der Nachmittag gehört der geistigen Schulung; der Abend mit Weben, Nähen und Basteln dem schöpfe-

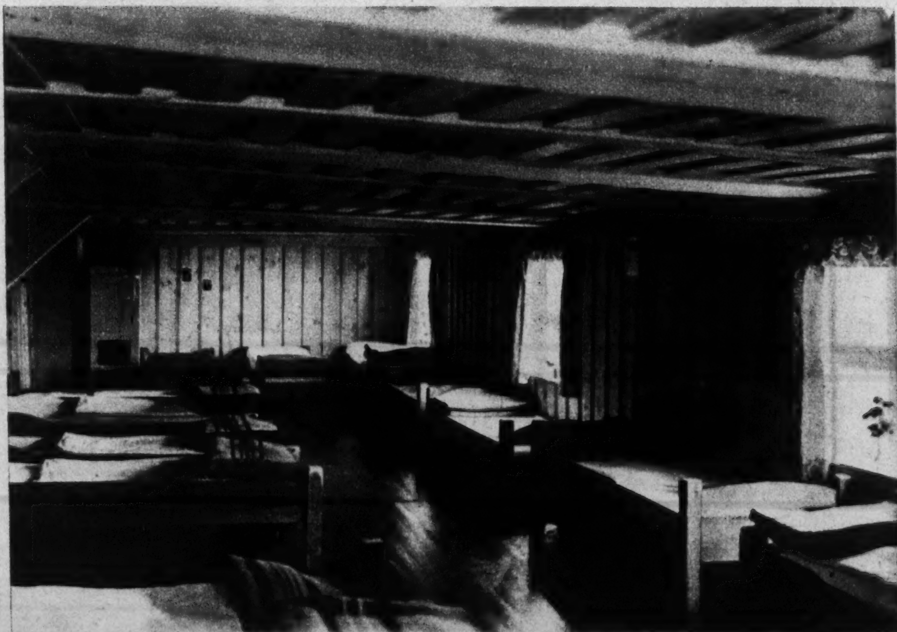


haben. Zumeist verbringen sie erst ein paar Anlernwochen im Lager, wo ja auch der eigene Haushalt geführt werden muß, ehe die Lagerführerin sie einer Familie zuteilt. Die Lagerführerin kennt die Familien, und ihre Mädel lernt sie auch bald kennen; so kann sie sorgen, daß die rechten Menschen zusammenkommen, die einander wirklich helfen in gemeinsamer Arbeit. — Bis zum frühen Nachmittag dauert der Dienst draußen, dann strömen die Maiden von allen Seiten zum Lager zurück, die Schulungsarbeit beginnt.

So sieht es in einem ländlichen Lager aus. Aber auch in einem städtischen ist es nicht so sehr viel anders. In notleidenden kinderreichen Familien, in Familien auch, in denen die Mutter im Krankenhaus oder im Erholungsheim ist, leisten die Arbeitsmaiden häusliche Hilfe. Meist gehört auch zum Lager ein Kindergarten und ein Hort, wo die Kinder der benachbarten Arbeiterfamilien betreut werden. Und in der Stadt knüpfen sich — genau wie auf dem Lande — oft herzliche Beziehungen zwischen der jungen Helferin und „ihrer" Familie. Sehr bald wird den Mädels klar, wie sie mit ihrer Hilfeleistung auch im Dienst der großen Volksgemeinschaft stehen: bei den Frauen, die viele Kinder zu erziehen haben, oder bei andern, die für die Menschen der Städte Milch, Butter und Eier erzeugen. Die nationale Arbeitsleistung der







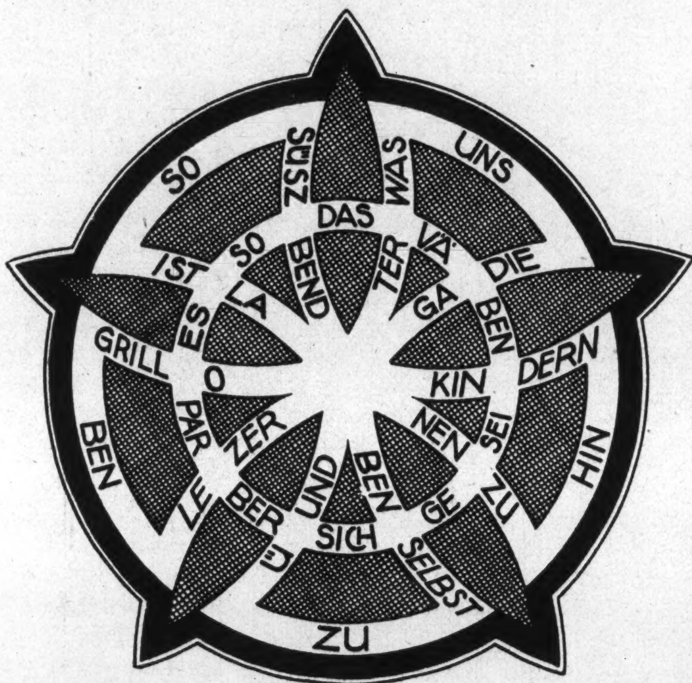
männlichen Kameraden ist in Straßenbauten und in trockengelegten Sümpfen für jedermann sichtbar; die Leistung im weiblichen Arbeitsdienst ist wie die nationale Leistung der Hausfrau und Mutter kaum zu messen und zu wägen, sie wirkt sich aber aus in vielen tausend deutschen Familien und sie reicht durch die Kinder, denen sie zugutekommt, weit in die Zukunft hinein.

Obgleich nun die Arbeitsdienstleistung auch für die Mädel gesetzlich zur nationalen Ehrenpflicht gemacht worden ist, ist die Dienstleistung vorläufig doch noch eine freiwillige. Erst allmählich können die vielen Lager aufgebaut werden, deren wir zur Aufnahme aller Mädel bedürfen. Nur für die Hochschulstudentinnen wird die Ableistung des Arbeitsdienstes heute schon gefordert. Aber in wachsendem Maße wünschen sich die jungen Mädel heute selbst, in den Arbeitsdienst zu kommen, teilzuhaben am Dienst und am Leben der Lagergemeinschaft. Wann am besten der Arbeitsdienst in die Berufslaufbahn eingeschaltet wird, dafür läßt sich keine Regel aufstellen; das überlegt jedes Mädel am besten mit ihrer Berufsberaterin. Es ist

kein Schaden, wenn sie etwas älter ist: sie hat dann bestimmt mehr Möglichkeit, zu helfen und zu lernen.

Der „Arbeitsdienst für die weibliche Jugend" nimmt Mädel vom 17. bis zum 25. Lebensjahr auf. Die Meldung geschieht unter Benutzung vorgedruckter Formulare bei der zuständigen Bezirksstelle des weiblichen Arbeitsdienstes; es gibt 13 solcher Bezirke im ganzen Reich. Von den Bezirksstellen aus wird das Mädel auch einberufen, je nachdem wo in einem Lager Plätze frei sind. Nach Ableistung der 26 Dienstwochen erhalten die Arbeitsmaiden einen **Arbeitsdienstpaß**, der für sie später bei der Arbeitssuche oder bei der Bewerbung um Zulassung auf höhere Schulen von Bedeutung werden kann.

Kurzweil am Feierabend



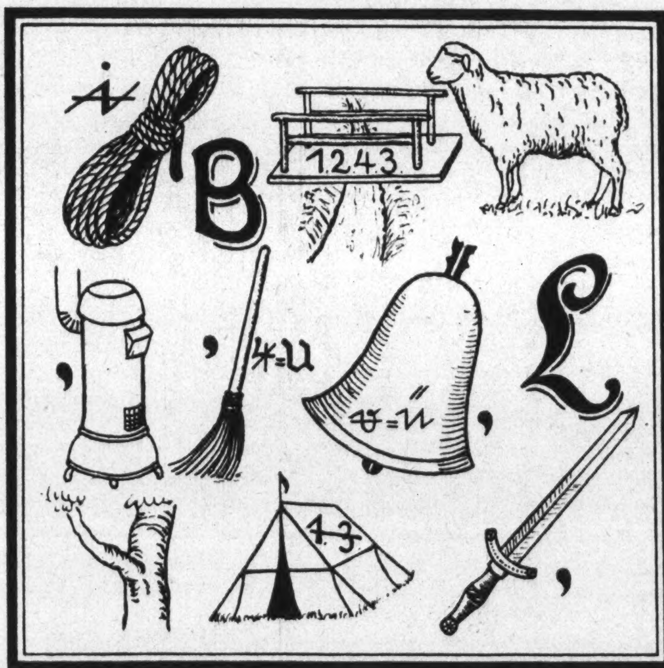
Wird die Rosette in einem Zuge, in der Mitte beginnend, durchwandert, so ergibt sich ein Vierzeiler und sein Verfasser.

Silbenrätsel

Aus den Silben:
a — a — an — an — bert — bir — chen — chen — de — de — der — di — dra — dros — e — e — eich — en — fang — fant — feu — fir — flie — ga — ge — ge — gel — gen — ger — her — hörn — hu — i — ka — ke — kel — la — lan — le — low — ma — ma — mus — na — ni — nie — nie — nis — nis — ram — re — ri — rie — ro — ro — se — se — see — sel — sen — ses — un — vent — wol —
sind 25 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein beachtenswertes Sprichwort ergeben.

Bedeutung der Wörter:

1. islam. Richter
2. beißender Spott
3. europ. Staat
4. Singvogel
5. Dickhäuter
6. Teil der Sudeten
7. Luftsportler
8. Nagetier
9. männl. Vorname
10. Kletterpflanze
11. Wasserfahrzeug
12. Tropenkrankheit
13. Verwandter
14. fruchtbare Erde
15. deutscher Politiker
16. Bühnenwerk
17. Gewürz
18. ägypt. König
19. weibl. Vorname (Koseform)
20. Krötenart
21. Anstrichmittel
22. russ. Fluß
23. Beginn
24. Wasserblume
25. Waffe



Auflösungen aus Heft 6

1. Rätselhafte Inschrift: Je mehr Kinder, je mehr des Glücks.
2. Rebus: Gesunde Ehe ist völkische Pflicht.

Humor aus Schulaufsätzen

„Die Elbe ist ein wundervoller Fluß. Sie wälzt sich wie eine schöne Königin in ihrem Bett."

*

„Die Bachstelze entzückt durch ihren wippenden Schwanz."

*

„Unsere Käfersammlung wurde durch die Frau Lehrerin bereichert."

*

„Unser Haus ist von einem Garten umzingelt."

lungen) kann die Umschulung bis nach den Sommerferien verschoben werden.

Für den Ausgleich etwa entstehender erheblicher wirtschaftlicher Härten für die Unterhaltsträger der Privatschulen und die freiwerdenden Lehrkräfte durch geeignete öffentliche Maßnahmen sind weitere Richtlinien in Aussicht gestellt. Mit der Zahlung von Entschädigungen wird jedoch nur in ganz besonders gelagerten Härtefällen gerechnet werden können.

Für die Erteilung von Privatunterricht und den Besuch sogenannter Familienschulen gelten die bisherigen Vorschriften.

Auf private jüdische Vorschulen und Vorschulklassen findet der Erlaß keine Anwendung.

Errichtung von Mädel-Landdienstlagern

Jetzt hat auch der Obergau 20 (Württemberg) in seinem Bereich Landdienstlager eingerichtet. Es werden jeweils 15—20 Mädels zusammengefaßt, die tagsüber bei den Bauern arbeiten und die besonders für die Einbringung der Ernte gebraucht werden. Sie gehören der Unfall- und Krankenversicherung an und erhalten vom Lager ein tägliches Taschengeld sowie die Arbeitskleidung.

Nach Beendigung einer halbjährigen Arbeitszeit wird jedem Mädel eine Urkunde ausgehändigt. Die hierdurch nachgewiesene Tätigkeit wird von den Arbeitsämtern als begünstigte Beschäftigung bei dem Zustimmungsverfahren für die Einstellung von Arbeitskräften unter 25 Jahren berücksichtigt und erleichtert somit den Eintritt oder die Rückkehr in das Berufsleben.

Über Sprechchöre

Bemerkung zu den Verboten ihrer Darbietung.

Bekanntlich hat der Reichsjugendführer Baldur v. Schirach in diesen Tagen die Aufführung von Sprechchören für die gesamte Hitlerjugend bis auf weiteres verboten, und man liest, daß auch die Reichswerkscharführung das gleiche Verbot für alle Werkscharen erlassen hat.

Der Reichsjugendführer begründet dieses Verbot damit, daß in den meisten Fällen weder die dichterische Leistung noch die Darbietung solcher Sprechchöre befriedige. Ihr Wert wird somit nicht in Zweifel gestellt, im Gegenteil, durch diese Begründung des Verbotes eher betont. Da erhebt sich die Frage, welche Rolle dieser künstlerischen Form des Erlebens einer Gemeinschaft zukommt.

Wir beschränken uns dabei auf die letzte Zeit und deuten hier nur an: Ansätze und Versuche, im Geiste und in der Weise der großartigen griechischen Chorlyrik Sprechchöre künstlerisch zu gestalten, hat es wohl hie und da gegeben; wir denken etwa an Leyhausens studentische Arbeitsgemeinschaften, die sich in der Nachkriegszeit um die Aufführung der gigantischen Schöpfungen des Tragikers Aischylos große Verdienste erworben haben („Agamemnon", die „Perser"). Aber die Verwendung von Sprechchören im großen Stil ist eine politische Angelegenheit gewesen; man erkannte, daß sie ein höchst wirkungsvolles Mittel zur Beeinflussung der Massen bilden, und so hat die nationalsozialistische Partei in ihrer Kampfzeit dieses Propagandamittel systematisch ausgebildet und meisterhaft gehandhabt.

Was bedeuten nun heute Sprechchöre, da die Kampfzeit beendet ist? Auch jetzt ist ihre Aufgabe eine politische (im weitesten Sinne des Wortes!), und zwar eine politische im erziehlichen Sinne: sie sollen helfen, das deutsche Volk „auszurichten" und zu einer wirklichen Volksgemeinschaft zusammenzuschmieden. An der Geeignetheit der Sprechchöre für diese große und unsere Zukunft entscheidende Aufgabe ist kein Zweifel; um so größer wird damit die Verantwortung, die die Verfasser und die Darbieter von Sprechchören vor der Nation übernehmen. Wo liegen nun die Gefahren, die doch offenbar so groß geworden sind, daß sich die verantwortlichen Stellen genötigt sehen einzuschreiten? Nun: vor allem dürfen Sprechchöre nicht „Mode" werden (geschäftlich sprich: Konjunkturware!); es darf nicht so sein, daß bei jeder kleinen festlichen Veranstaltung eine eigens dazu „gemachte" „Dichtung" schnell eingeübt und vorgetragen wird. Das ist aber so geworden, und der letzte „Muttertag" — um nur ein Beispiel zu nennen — hat das wieder deutlich gezeigt. Seltsam, wie schnell die „Dichtungen" zur Stelle sind, wie prompt sie angezeigt und vertrieben werden! Man kennt die alte Einrichtung solcher „Fabriken" für Reden zu Schulfeiern, vaterländischen Gedenktagen u. ä. Sie scheinen unausrottbar zu sein, kommen sie doch der menschlichen Bequemlichkeit so herrlich entgegen! In ihrem Repertoire sind jetzt auch Sprechchöre „zu allen Gelegenheiten" zu finden; die Nachfrage muß wohl rege genug sein. Sicher sind in der Fülle neuer Sprechchöre hin und wieder auch wirkliche „Dichtungen"; aber die Ausnahme bestätigt die Regel. So ist das „Modewerden" der Todfeind aller echten Sprechchor-Kunst und ihres hohen Zieles. Die Folgerungen, die sich aus dieser Besinnung ergeben, sind klar:

1. Sprechchor-Aufführungen dürfen nur bei besonders feierlichen und für diese Form der Darbietung geeigneten Gelegenheiten stattfinden; sie müssen also viel seltener werden; damit steigert sich von selbst das Gefühl der Verantwortlichkeit bei den Verfassern, und die Aufführenden haben Zeit zu sorgfältigem Einfühlen und Einstudieren; dann kann auch der meist aufgeregt gestikulierende Dirigent verschwinden. Damit wird die Sprechchor-Aufführung aus dem alles nivellierenden Tagesgebrauch heraus- und in die Höhe eines zu wirklicher Andacht und Ergriffenheit stimmenden Weihespiels gehoben.

2. Zu einem Weihespiel gehört die richtige Stätte. Muß es ein geschlossener Raum sein, so kann er geziemend hergerichtet werden; das Ideal aber bleibt die freie Natur. Da ist es ein schöner Gedanke gewesen, Thingplätze einzurichten, die, in der Anlage der Umgebung angepaßt, von selbst den Besucher zur Sammlung zwingen und die Herzen froh und aufnahmebereit stimmen. Damit ist zugleich unsere Meinung über Sprechchor-Aufführungen im Radio gesagt: wir halten sie für verfehlt, weil sie die besprochenen Voraussetzungen nicht schaffen können.

3. Sehr viel wäre noch über das Technische zu sagen; bei der Beschränktheit des Raumes nur so viel: Die Einübung eines Sprechchors ist außerordentlich schwer; allein schon die Auswahl und Zusammensetzung der Stimmen ist so schwer, daß sich derjenige, der nie damit zu tun gehabt hat, keine Vorstellung von der Schwierigkeit machen kann. Dann das Einüben: Modulation, Rhythmus, Tempo! Nun hat sich auch noch die Unsitte eingebürgert, daß die Einzelstimmen einen ungebührlich großen Anteil an der Darbietung haben; sehr oft weiß man gar nicht: warum spricht diese Zeile dieser, die nächste ein anderer, dann wieder der ganze Chor oder Halbchor. Ich habe Aufführungen gehört, in denen man selbst Dietrich Eckarts „Sturm", eine Dichtung, die an sich ein herrlicher Vorwurf für einen Massenvortrag ist, in dieser Weise „aufgeteilt" und damit das Ganze zerrissen und um seine elementare Wirkung gebracht hat.

So verlangt der Sprechchor: die geeignete Dichtung, die richtige Umgebung und sorgfältigste Ueberlegung und Zeit beim Einüben. Trägt eine Gemeinschaft diesen Forderungen Rechnung, so leisten Sprechchöre ganz Großes, aber eben nur dann!

Das ist offenbar der Sinn der Verbote, die jetzt ergangen sind.

Dr. Krüger.

Verlag der „Reichselternwarte": Heinrich Beenken, Berlin SW. 19, Wallstr. 17/18.
Für die Gesamt-Schriftleitung verantwortlich: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow.

Druck der Buchdruckerei Gutenberg (Heinrich Beenken), Berlin SW. 19, Wallstraße 17/18.

